

Jesus ist krass

Keusches Rocken in
der ICF-Kirche

S. 4-5

Deine brennen

Glauben, Wissen,
Hosen

S. 11

Eingestampft

Die sexistischen
Unifest-Booklets

S. 13

unikum 127
MAGAZIN DER STUDENTINNENSCHAFT DER UNIVERSITÄT BERN
Juli 2007

**Was
glaubst
du?**





- Neue Gastro-Philosophie
- Räumlichkeiten für Familien- und Geschäftsanlässe bis 200 Personen
- Grosser Saal mit Bühne
- Kegelbahn
- Mo bis So 8 Uhr bis 23.30 Uhr
- 365 Tage im Jahr geöffnet



GASTRONOMIE FÜR GENIESSER



Länggassstrasse 44 - 3012 Bern
Tel: 031/301 30 82 - Fax: 031/302 45 73
www.mappamondo.ch - email: info@mappamondo.ch

Textkorrekturen

von Dissertationen, MA-, BA-, Diplomarbeiten
deutsch oder **englisch**

Korrekturlesen 7 bis 10 Franken pro A4-Seite je nach Aufwand
Formulierungshilfe / Lektorat CHF 50.00 pro Stunde

Max Zürcher Lektorat, Korrekturen

Lilienweg 48, 3098 Köniz
031 972 05 89 / 079 783 17 89
maxzuercher@freesurf.ch

031 371 1111
sicher von Tür zu Tür

*TaxifahrerIn, der ideale
Teilzeit-Job für Studierende!
Wir führen Ausbildungskurse
durch. Rufen Sie uns an.*

**Bären
Taxi AG**
Gratisanruf 0800 55 42 32

Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Beratung / Coaching

Zur persönlichen Entwicklung, bei Schwierigkeiten und Krisen, bei Konflikten in persönlichen und beruflichen Beziehungen, bei Laufbahnfragen.

Speziell für Studierende:

- bei der Studiengestaltung, z.B. bei Fragen zur Studienplanung, zu Studienfachwechsel und Fächerkombination, zu Alternativen zum Studium, zur Koordination von Studium und Familie, Studium und Erwerbsarbeit
- im Zusammenhang mit Arbeits- und Lernstrategien und der Bewältigung von Prüfungen
- beim Berufseinstieg

Unsere Angebote sind unentgeltlich und vertraulich. Telefonische oder persönliche Anmeldungen nimmt das Sekretariat entgegen.

Information

Auf unserer Website www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch finden Sie u.a.:

- ein Linkportal mit über 400 kommentierten Websites im Hochschul- und Bildungsbereich
- den Studienführer der Universität Bern mit Beschreibungen aller Studiengänge

In unserer Bibliothek finden Sie u.a.:

- Materialien zur Laufbahnplanung, zu Berufseinstieg und Berufsfeldern, zu Aus- und Weiterbildungen, zu Alternativen zum Studium
- Literatur zur Planung und Strukturierung des Studiums, zu Lern- und Arbeitstechniken
- Fachliteratur zu psychologischen Themen wie persönliche Entwicklung, Beziehungsgestaltung, Angst, Depression, Sucht

Workshops

Wir leiten Workshops zu Themen wie: Lern- und Arbeitstechnik, Referatskompetenz, wissenschaftliches Schreiben, Prüfungssituation, Stressbewältigung, Persönliche Entwicklung und Sozialkompetenz.

Beratungsstelle der Berner Hochschulen
Erlachstrasse 17, 3012 Bern

Tel. 031 631 45 51, Fax 031 631 87 16
E-Mail: bstsecre@bst.bernerhochschulen.ch
Website: www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Montag bis Freitag 8.00 - 12.00 und 13.30 - 17.00 Uhr (Freitag bis 16.30 Uhr)
Die Bibliothek ist am Mittwoch Vormittag geschlossen.
Die Beratungsstelle ist auch während der Semesterferien geöffnet.

www.bugeno-unibe.ch



ein
buch
ist
für
mich
eine
art
schaufel,
mit
der
ich
mich
umgrabe.

Martin Walser

STUDENTISCHE **BUCH** GENOSSENSCHAFT BERN

BUCHHANDLUNG	UNITOBLER	031 631 36 11
BUCHHANDLUNG	UNI-HAUPTGEBÄUDE	031 631 82 37
BUCHHANDLUNG	FÜR MEDIZIN	031 631 48 10

EDITORIAL



Liebe Leserin,
lieber Leser,

Was glaube ich? Keine Ahnung, ehrlich gesagt. Schon gar nicht würde ich mir irgendein Kettchen mit einem Glaubenssymbol um den Hals hängen. Das Thema dieser **unikum**-Ausgabe macht mich ein wenig ratlos.

Manchen hingegen fällt die Beantwortung der Glaubensfrage überhaupt nicht schwer: an Gott, klar! An mich selbst, klar! An gar nichts, klar! Wirklich? Mir wird ein wenig mulmig bei diesen überzeugten Glaubensbekenntnissen.

Ein bisschen an dies oder an jenes glauben ist allerdings auch seltsam. Eine Prise Pseudo-Buddhismus, ein kläglicher Rest übrig gebliebene Christlichkeit und ein lahmes «ja, irgendeine höhere Macht muss es doch wohl geben?»

Unbefriedigend. Sich einen individuellen Glauben zusammenbasteln ist widersprüchlich, da Glauben eigentlich über die eigene Person hinausweisen sollte. Wer sich seinen Glauben selber strickt, trifft statt auf Gott oder sonst eine übersinnliche Instanz nur wieder auf sich selbst. Dann lieber doch ein paar einfache Regeln befolgen, die mal eben so vom Himmel oder aus dem Mund eines Gurus gefallen sind?

Michael Feller hat bei seiner Recherche über die ICF-Kirche herausgefunden, was deren Erfolgsrezept ist: Schwarz-Weiss-Denken. Die Reportage aus einer ICF-«Celebration» lest ihr auf den Seiten 4-5.

Floco Tausin, Religionwissenschaftsstudent an der Uni Bern, glaubt hingegen ganz anderes: Schliess mal die Augen. Siehst du vor dir leuchtende Punkte oder Fäden tanzen? Das sind «Mouches volantes» – für Floco Tausin haben

diese visuellen Phänomene eine spirituelle Bedeutung. Welche, dem geht **Sarah Nowotny** auf Seite 6 nach.

Woran glauben eigentlich die Leute, die tagtäglich den Betrieb an der Uni aufrecht erhalten – und wie denken sie über die Studierenden? Die Umfrage von **Daniela Rölli** ist übers Heft verteilt.

Ich glaube nicht nur, sondern weiss, dass dies mein letztes **unikum**-Editorial ist. Tschüss! Im Herbstsemester 2007 wird **Michael Siegenthaler** an dieser Stelle für euch da sein. Das **unikum**-Team ist übrigens im Umbruch und neue RedaktorInnen werden gesucht, siehe Stelleninserat auf Seite 22. Das Team freut sich auf eure Bewerbungen. Glaubt mir.

Sabine Hohl, **unikum**-Kordinatorin

INHALT



akzent

- Locker, aber nicht liberal: eine Reportage aus der ICF-Kirche Seite 4-5
- Geheimnisvolle visuelle Phänomene – Floco Tausin glaubt daran Seite 6
- Tora oder Vorlesungsskript? Ein jüdischer Student an der Uni Bern Seite 7
- Soziales Engagement: eine Glaubensfrage? Seite 8
- Zum Unterschied zwischen Glauben und Wissen Seite 9**
- Berns Schosshündchenbären: eine urbane Legende Seite 10



unisphäre

- Wechsel der Semesterdaten: Nichts als Nachteile Seite 11
- Politik und Medien: Pascale Bruderer im Gespräch Seite 12
- SR: Warum 10 000 Unifest-Booklets eingestampft wurden Seite 13
- Tag des Studienbeginns, neuer SUB-Kulturpartner Seite 14
- Eine SUB-Politikerin will in den Nationalrat: Rahel Imobersteg im Interview Seite 15**
- Grosses Theater an der PH Seite 16



sein

- Sein und so: Bachelor Minor Ökologie, Karriere-Kurse für Frauen Seite 17
- Sein und unikum: Wechsel im unikum-Team Seite 18
- Sein und dort sein: Schrebergartenidylle Seite 19**
- Sein und ausgehen: Wohin des Abends? Seite 20
- Sein und reinziehen: Bücher- und CD-Tipps Seite 21
- Sein und service: Stellenausschreibungen Seite 22
- Sein und hirnen: Nachgefragt, Rätsel Seite 23



«Unser Schwarz-Weiss-Denken ist das Erfolgsrezept»

International Christian Fellowship (ICF) zeigt: Wenn eine Kirche jung und cool und locker drauf ist, ist sie noch längst nicht liberal. Und genau dies macht sie offenbar stark. Eine Annäherung an die Losung «No Sex, no Drugs and Rock'n'Roll».

MICHAEL FELLER

Pfingsten, Maag-Areal Zürich: Vor dem Eingang rauchen junge Leute die letzte Zigarette, grüssen Freunde, die eben angekommen sind, hier ein Clap, da ein Küsschen, dort ein Flirt. Ich versuche gar nicht erst christlich dreinzublicken, zum einen, weil ich nicht weiss, ob das überhaupt geht, und zum anderen, weil die BesucherInnen, die hier ganz normal herum stehen, ganz normal gekleidet sind, ohne Christus-mit-Stacheldraht-Kopfbedeckung-T-Shirts und ohne unförmige Röcke, alles locker. Kurzum: Die jungen Leute, inmitten derer ich nun ins ehemalige Fabrikgebäude eintrete, durchs Foyer, sehen unverdächtig aus. Treibende Perkussionsmusik zieht uns in die «Celebration Hall». An der Pforte werden wir freundlich begrüsst.

Wir sind da, wo alles begann. Vor elf Jahren entstand das ICF Zürich aus der simplen Idee, eine Kirche zu gründen, die nicht langweilen soll und darum massenhaft junge Christen anlocken würde. Alternativen zu den Landeskirchen existierten zwar bereits 1996, doch es gab noch keine coole Kirche mit Rockmusik, welche die Sprache der jungen Generation kannte und auch sprach. So wurde das ICF von Gründer und «Senior Pastor» Leo Bigger sogleich zum Erfolg.

Die Dokumentation für interessierte Kircheneinsteiger liest sich wie die Powerpoint-Präsentation eines Motivationsseminars. «Unser Style: Am Puls der Zeit, vom Leben begeistert, Gemeinschaft erleben, Potential entfalten, das Beste geben, nichts ist unmöglich.» Locker, zeitgemäss und ehrlich kommt alles herüber, was mit dem ICF-Logo versehen ist. Das ICF ist eine Trendkirche und hat die Halbwerts-

zeit von solchen überschritten, denn kaum eine hat es länger als zehn Jahre ausgehalten. «Wir müssen wachsen, sonst gehen wir ein», sagt Leo Bigger, der Kirchenmanager. Heute gibt es Klone seiner Kirche in Genf, Basel, Bern und in vielen kleineren Städten der Schweiz, sowie in Bregenz, in Bonn, Nürnberg, Berlin, München und in weiteren deutschen Städten.

Einfach und eingängig wie Gölä

Der Countdown läuft. Auf den drei Leinwänden hinter und neben der Bühne steht die Uhr auf -4:58. Ich setze mich in eine der hinteren Reihen. Nicht alle Stühle sind besetzt, aber jeder Pfarrer der Landeskirchen würde hier trotzdem vor Neid erblasen. Rund 500 Leute sind hier, im zweiten Gottesdienst dieses Pfingstsonntags. -2:00, die Bandmitglieder kommen auf die Bühne und schnallen sich E-Gitarre oder Bass um oder setzen sich hinters Schlagzeug, nehmen das Mikrofon vom Ständer. Die Bühne liegt noch im dunklen Blau. Fünf, vier, drei, jetzt wird der Perkussionsound runtergedreht, zwei, eins, der Schlagzeuger zählt kaum hörbar: One-two-three-four, die Band rockt los, 19 Uhr, auf die Sekunde. «Heaven is open, God is near». Es wird Licht, und alle stehen auf, auch ich. Der Sänger ist gut, gut ist die ganze Band, das Arrangement ist einfach und eingängig wie Gölä. Der Song sollte mich noch eine Woche lang auf Schritt und Tritt verfolgen. Auf den Leinwänden erscheint die von fünf Kameras komponierte Direktübertragung und dazu der Text zum Mitsingen, fast wie beim Karaoke, ergänzt mit deutschem Untertitel, der Himmel ist offen, Gott ist dir nah. Die

Lieder vermitteln einfache christliche Botschaften. Und alle sind sie gleich aufgebaut: Nach zwei, drei Strophen und ein paar Refrains kommt die Message-Brücke. Der Sänger murmelt: «Als ich eben gerade diesen Refrain sang, da kam's mir vor, als würde mir Gott links und rechts eine Ohrfeige geben, ganz zärtlich, und zu mir sprechen: Das ist wahr, was du da singst! Es ist wirklich wahr, was wir singen!» Und dann wiederaufersteht der Refrain mit noch mehr Schub als zuvor, und kommt noch einmal, und noch ein paar mal.

«Wie gahts eusem Allmächtigä?»

Nun geht die Predigt los, der Worship. Mit Schwung hüpfet Pastor Leo Bigger auf die Bühne, der Krichengründer, der Zwingli in Jeans. Wir sind im Gottesdienst eins nach dem Meistertitel. «Wie gahts im FCZ?» Verhaltenes Johlen. «Wie gahts Basel?» Lachen. «Wie gahts eusem Allmächtigä?» Jubel. «Krass!» Schon hat er seine Gemeinde in der Tasche. Sein Auftritt ist grosses Kino, er zeigt Charisma. Hier und da ein Witz, aber auch Lapidares wie «A Pfingste gahts am ringschte» liegt drin. Leo spricht über die Routine des Alltags, die durch Feste durchbrochen werden soll, die Gott uns bereitstellt, wie eben Pfingsten. Gott, der Partytiger. Beweis: Im Alten Testament wurden die Jünger umgebracht, die nicht an Gottes zahlreichen Festen erschienen. Mich schauderts.

Steigern bis zur Ekstase

Die Predigt ist aufs Zielpublikum massgeschneidert. Der Pastor schlägt wenn immer möglich die Brücke von der Bibel zum Alltag, das betrifft alle. Den All-



tagstrott im Job und in der Schule oder im Studium kennen wir doch. Bigger weiss, wie er eindringlich wirkt. Er sagt altersgerechte Wörter wie «cool», aber nicht: «fuck». Denn ficken ist etwas für Verheiratete. Und verheiratet sind die wenigsten im Publikum. Wichtige Sätze wiederholt er mit Nachdruck. Und um sie zu unterstreichen sagt er «Krass!» und schaut beeindruckt ob der eigenen Aussage in die Halle, in all die unsichtbaren Augen, die im dunkeln Saal auf ihn gerichtet sind. Er weiss die Spannung zu halten und sie gegen Ende in eine schiere Ekstase zu steigern; er segnet die Gemeinde, die nun richtig mitgeht und zuletzt, als noch einmal «Heaven is open» gespielt wird, sich voll in den Song hineinlegt und ihn fünfhundertkehlenfach zelebriert.

Nach 90 Minuten ist die Celebration zu Ende. Beeindruckt von ihrer Professionalität finde ich mich im Foyer wieder. Überall glückliche Gesichter. Hier gibt es Tögelikästen, eine Bar, Tischchen und einen Shop, wo hunderte christliche CDs und Bücher zur Auswahl aufliegen und zu Dutzenden gekauft werden. «CD out now!» steht an der Kasse, daneben stapelt sich das neue Album mit dem Titelsong über den offenen Himmel. Frische Semmeln sind Ladenhüter dagegen.

Beten statt «20 Minuten» lesen

Neue Stadt, neues ICF. In der «National»-Lounge in Bern treffe ich Domenica Hitz, eine 21-jährige Geschichts- und Philosophiestudentin. Was macht das ICF besser als die Landeskirchen? «Ich finde es nicht sinnvoll, die eine gegen die andere Kirche auszuspielen», bleibt sie diplomatisch. «Die Gemeinschaft ist wichtig, aber in welcher Gemeinschaft man den Glauben lebt, ist unwichtig.» Eigentlich sollte sie Getränke verkaufen vor der Celebration, die in einer halben Stunde beginnt,

doch nun spricht sie über ihr Engagement im ICF und ihren Glauben. Dass sie jeden Morgen eine halbe Stunde in sich kehrt und betet, anstatt «20 Minuten» zu lesen, «das deprimiert mich nur». Dass sie für die ganze Dekoration verantwortlich ist. Und sie bestätigt den Eindruck, der sich bei meinen bisherigen Gesprächen mit ICF-Leuten gebildet hat: Hier ist man locker, hier gibt man sich so jung, wie man ist oder sich fühlt, hier muss man sich nicht felsenfest an die Kirche binden, aber das heisst noch lange nicht, dass man hier eine liberale Theologie vertritt.

Es geht auch ohne Sex vor der Ehe

«Ich halte das Prinzip keinen Sex vor der Ehe ein», sagt Domenica und verblüfft mich mit ihrer Offenheit. Ist es nicht schwierig, sich so einzuschränken? «Ich frage mich manchmal, ob ich es nur nicht mache, weil es in der Bibel steht? Würde ich unbedingt Sex haben wollen?» Sie könne mit dieser Einschränkung leben, weil sie auch sehe, was sie ihr bringt. «Viele Anweisungen wirken befreiend.» Quasi: Wer sich entschliesst, keinen Sex zu haben, ist auch vom gesellschaftlichen Druck befreit, ihn oft und gut und überhaupt haben zu müssen.

Es sind nicht nur die mitreissenden Gottesdienste, die das ICF ausmachen. Diejenigen, die sich als richtige ICFler fühlen wollen, sind in Kleingruppen von drei bis zwölf MitgliederInnen organisiert. Dort treffen sie sich jeden zweiten Mittwochabend, um über den Glauben und Dinge aus dem Alltag zu diskutieren – geschlechtlich unter ihresgleichen, des offeneren Gesprächsklimas wegen. Ein Leiter oder eine Leiterin führt ihre Schäfchen und formt sie zugleich zu Hirtinnen oder Schäfern: Wer in einer Gruppe Mitglied ist, sollte früher oder später eine eigene Kleingruppe gründen und sie leiten. Man ist im Idealfall also

in zwei Gruppen, in einer als LeiterIn, und verbringt abwechselnd einen Mittwoch in der einen und den nächsten in der anderen Kleingruppe.

Aus diesem Prinzip geht eine gewisse Hierarchisierung der Kirche hervor, mit dem Kirchengründer und seiner Kerngruppe auf der männlichen und seiner Ehefrau und deren Kerngruppe auf der weiblichen Seite. Doch die ICFler sprechen von einer «flachen Hierarchie» in ihrer Kirche. Seit das ursprüngliche «G-12»-System ersetzt ist, wird die Gruppen-Geschichte offenbar nicht mehr so streng gehandhabt. Im alten System mussten «Smallgroups» mit zwölf Mitgliedern gegründet werden, wovon jedes Mitglied wiederum zwölf weitere in seiner Gruppe zusammenbringen musste. Dieses Schneeballsystem hat man aufgegeben, die Grundidee dahinter ist jedoch geblieben. Domenica ist erst seit drei Monaten in einer Kleingruppe dabei. «Ich möchte mir noch etwas Zeit lassen mit dem Leiten einer eigenen Gruppe.» Das ist kein Problem im ICF. Bei meiner nächsten Frage lacht sie: «Ah, die Geld-Frage.» Das musste ja kommen. Wie andere Freikirchen stützt sich das ICF in Finanzfragen aufs Alte Testament und fordert den Zehnten ein. «Krass», entfährt es mir in Leo-Bigger-Manier, aber Domenica erklärt: «Niemand überwacht, wieviel man einbezahlt. Aber wer von dieser Kirche überzeugt ist, dem fällt es nicht schwer diesen Beitrag zu leisten.» Auch sie leistet ihren Zehnten, doch neben dem ICF erhält auch eine gemeinnützige Organisation einen Teil davon.

Keine halben Sachen

Nach der etwas kleineren und eine Spur gemächlicheren Berner Celebration (die hier «on stage» heisst), treffe ich den Chlöisu, die Berner Ausgabe von Leo Bigger, mit dem er eng befreundet ist. Er hat vor sieben Jahren das Berner ICF gegründet, das von Zürich finanziell und ideell unabhängig ist. «Unser Schwarz-Weiss-Denken ist das Erfolgsrezept», ist er überzeugt. Ich frage nach. «Die Landeskirchen machen den Fehler, dass sie manchmal nicht mehr wirklich daran glauben, was sie predigen», erklärt er, «sie haben sich liberalisiert, und darum sind ihnen die Leute davongelaufen.» Im ICF gibt es keine Grautöne. Hier werden sichere Werte vermittelt, und das sei wichtig und gefragt in einer Gesellschaft, deren Werte flöten gehen.

Jesus ist unvergleichlich, er ist der Einzige. Solche Sätze hört man ständig, wenn andere Religionen ins Spiel kommen. Ich frage Chlöisu, ob er denn für das Projekt der Christianisierung der ganzen Welt zu haben wäre. «Sofort.» Wäre das ein Beitrag für eine friedliche Welt? «Sicher.»

TITELBILD UND ILLUSTRATION: KATJA BÜCHLI



Floco stellt mit seinen Augen ganz andere Dinge an als die meisten.

FOTO: KATJA BÜCHLI

Vorsicht bei fliegenden Mücken

Floco Tausin glaubt die Antwort gefunden zu haben: Der Weg zum besseren Verständnis des Ichs führt über die «Mouches volantes», geheimnisvolle visuelle Phänomene.

SARAH NOWOTNY

Floco Tausin. Ein klingendes Pseudonym; eines, das man sich leicht merken kann. Der junge, schlanke Mann mit dem dichten braunen Haar rührt in seinem Blumentee. Warum versteckt er sich hinter einem Alter Ego? «Ich bleibe anonym, weil ich mich so in der Gesellschaft unbefangener bewegen kann», sagt Floco. Bei seinen ungewöhnlichen Ansichten sei es angenehm, Kritik, Bewunderung und Gleichgültigkeit nicht persönlich nehmen zu müssen. Floco hat ein Buch geschrieben, und zwar ein extravagantes. Es geht darin um nicht nachweisbare, aber unzweifelhaft vorhandene visuelle Phänomene und deren Interpretation als Essenz des menschlichen Bewusstseins. Doch zunächst bewegt sich alles in den gewohnten Bahnen einer Unterhaltung in einem Café in der Länggasse. «Ich komme aus Bern, studiere Religionswissenschaft und werde voraussichtlich im Herbst 2008 abschliessen.» Hinsichtlich Gott sei er Agnostiker; das heisst, er ist weder von dessen Existenz überzeugt noch streitet er sie ab. Eigentlich ist Religionswissenschaft ein ideales Fach für Agnostiker, denn sie versucht nicht die religiöse «Essenz» zu erklären, sondern erforscht – als Kulturwissenschaft – religiöse Praktiken weltweit. Floco ging es aber wie vielen Studierenden dieser Studienrichtung: Irgendwann bekam er genug davon, nur den Rand des Religiösen abzutasten, ohne dem eigentlichen Kern näher zu kommen.

Das Ich im Auge

Der Zufall bewahrte ihn jedoch vor der drohenden Sinnsuche: Floco lernte den Seher Nestor aus dem Emmental kennen. «Nestor will keinen Rummel um seine Person.» Den hätte er aber verdient, hat er doch den an streng wissenschaftliches Arbeiten gewöhnten Studenten mit einer sonderbaren Theorie in seinen Bann gezogen: den Mouches volantes als Zugang zum Ich, zum eigenen Bewusstsein. «Die meisten Menschen können im Auge so genannte Mouches volantes, oder flie-

gende Mücken, feststellen», beginnt Floco zu erzählen. Dies sind kleine Fäden, Pünktchen oder Ringlein, die träge im Gesichtsfeld umhergleiten, sich wegschieben lassen und oft als störend empfunden werden. Die Medizin hält die fliegenden Mücken für Glaskörpertrübungen und zählt sie zu den entoptischen Phänomenen – Erscheinungen, deren Ursachen im Innern des Auges liegen, die aber im Blickfeld wahrgenommen werden. Mouches volantes sind weder nachweisbar noch gefährlich.

Zuckerlos glücklich

Für Nestor und seine Anhänger sind Mouches volantes aber eine natürliche Erscheinung bei Menschen, die ihr Bewusstsein weiterentwickelt haben und dieses nun unmittelbar sehen. Durch Konzentration und Übungen, die veränderte Bewusstseinszustände herbeiführen, sollen die Punkte und Fäden anfangen zu leuchten und grösser werden, bis man irgendwann nur noch eine einzige Kugel sieht, welche die Quelle des Ichs, die Essenz des Bewusstseins darstellt. «Dies wäre das Endziel; wir wissen noch nicht, ob es in einem Menschenleben überhaupt erreichbar ist», meint Floco und vergleicht die Kugel mit dem Tunnel, durch den Menschen, die knapp dem Tod entkommen, zu schreiten glauben. Inzwischen hören auch die Leute an den Nachbartischen des Cafés zu. Wie um Himmels willen kommt man dazu, so etwas zu glauben? Die Abstraktheit, das intensive, unmittelbare Erleben der Welt und das Kulturungebundene machten die Theorie für ihn anziehend. Ausserdem führe das harte Arbeiten an sich selber zu mehr Gelassenheit und einem bewussteren sowie gesünderen Leben. Flocos Alltag ist bestimmt durch den Glauben an die Bedeutung der Mouches volantes: Täglich macht er rund vier Stunden Yoga und Meditation um Energieflüsse anzuregen sowie Atem- und Augenübungen. Ausserdem verzichtet er auf Fleisch und Süssigkeiten. «Das war am

Anfang hart, aber es ist Belohnung genug, wenn die Mouches volantes leuchten und grösser werden.»

Instabiles Wissen

«Das materialistische Weltbild ist auf Dauer langweilig», sagt Floco. «Wenn ich zum Beispiel Liebe als Synapsen-Gewitter im Gehirn beschreibe, habe ich damit gar nichts erklärt; die Dimension des Erlebens fehlt.» Dennoch weist er die Wissenschaft nicht zurück, schreibt gerade eine Lizentiatsarbeit nach wissenschaftlichen Kriterien. «Meiner Meinung nach gibt es aber nicht nur intellektuelles, sondern auch intuitives Wissen; ferner ist Wissen niemals stabil.» Überhaupt sei Wissenschaft nicht ganz so klar abtrennbar von Glaubensfragen wie den Mouches volantes. «Schliesslich arbeiten auch WissenschaftlerInnen mit Hypothesen und Modellen, und auf der anderen Seite haben auch wir unsere Methoden», so Floco. Er gibt dann aber zu, dass der Glaube an die Mouches volantes einen unumstösslichen Ausgangspunkt darstellt und seine Theorie – anders als wissenschaftliche Theorien – weder falsifizierbar noch intersubjektiv überprüfbar ist. 2004 erschien sein Buch «Mouches volantes – die Leuchtstruktur des Bewusstseins» im eigenen Verlag. «Die Resonanz war eigentlich gut», sagt Floco. Wer nicht an die Mouches volantes glaube, lasse sich einfach nicht darauf ein. «Nur wenige meiner Mitstudierenden wissen allerdings von der Theorie.» Seit 2004 hat er rund 800 Exemplare seines Buches verkauft und schreibt für esoterische Zeitschriften. «Ich möchte auch in Zukunft schreiben, werde mir nach dem Studienabschluss aber erst einmal irgendeinen Job suchen; schliesslich muss man auch Geld verdienen.» Mit dem letzten Schluck des Blumentees sind wir wieder beim üblichen Verlauf eines Gesprächs in einem Café in der Länggasse angelangt.

www.mouches-volantes.com

Am Freitag ruft die Tora



Mike Schütz: «Lernen ist eine jüdische Tradition.»

FOTO: CLAUDIA PETER

Was bedeutet es als praktizierender Jude zu studieren? Mike Schütz will dem Verein Jüdischer Studierender wieder Leben einhauchen. Er spricht über Religion als Stütze, Wegweiser und Einschränkung.

CLAUDIA PETER

Unweit des Berner Hauptbahnhofs steht die jüdische Synagoge, und die jüdische Familie Loeb gründete das Warenhaus, vor dem BernerInnen sich heute verabreden. Auch der bekannteste Dozent der Universität Bern, Albert Einstein, war jüdischer Abstammung. Jüdische Persönlichkeiten prägten die Geschichte von Bern mit und noch heute lebt eine kleine jüdische Gemeinde in der Hauptstadt. Sie wurde 1848 gegründet und zählt heute zirka 340 Mitglieder. Auch an der Universität Bern hat sich die Glaubensgemeinschaft im Verein Jüdischer Studierender Bern organisiert. Mike Schütz, Jugendleiter bei der jüdischen Gemeinde Bern, ist daran, den Verein wieder aufzubauen: «Das ist gar nicht so einfach. Viele jüdische Studierende verlassen nach dem Abschluss Bern, die Kontakte gehen verloren.» Dabei ist der Berner Psychologiestudent überzeugt, dass die Inaktivität des Vereins nicht am Desinteresse der Studierenden liegt. Die Tradition und die Pflege des Kontaktes haben in der jüdischen Gemeinschaft einen hohen Stellenwert. Gerade für junge Erwachsene ist die Frage nach der jüdischen Identität zentral.

«Einschränkungen in Kauf nehmen»

Dabei scheint die Frage nach der Identität, nach der eigenen religiösen Zugehörigkeit gar nicht immer so einfach zu beantworten. Mike hat die Erfahrung gemacht, dass Christen zum Teil gar nicht wüssten, ob sie sich überhaupt als solche deklarieren sollten. Juden würden dazu klarer Stellung beziehen. «Generell finde ich jedoch nicht, dass Christen weniger religiös sind als Juden. Die abnehmende Religiosität ist nicht glaubensspezifisch, sondern eine Generationenfrage. Auch die SynagogengängerInnen sind überaltert.» Dennoch, auch für jüdische Jugendliche könne eine religiöse Gemeinde zentral sein, ist Mike überzeugt. Gerade in der Jugendzeit, auf der Suche nach der eigenen Identität, sei es wichtig, dass die Jugendlichen einen religiösen Rahmen vorfinden, indem sie sich, ob orthodox oder liberal, einordnen und mit Gleichgesinnten aus-

tauschen können. Die notwendige jugendliche Freiheit und religiöse Tradition lassen sich dabei miteinander kombinieren. «Ich kenne einige junge Juden, welche sich ihrer Identität voll bewusst sind und nach dem traditionellen Freitagabend-essen gleichwohl direkt ausgehen», meint Mike. Allerdings bliebe er am Freitagabend zu Hause: «Ja, manchmal ist es schon hart, wenn alle anderen ausgehen und du zu Hause mit der Familie den Wochenabschnitt aus der Tora besprichst. Doch diese Einschränkung muss man in Kauf nehmen.»

Austritt verboten

Sich jüdisch zu fühlen ist das eine, ob man nach strengen Regeln wirklich jüdisch ist, etwas anderes. Jüdisch zu sein oder nicht ist keine freie Entscheidung. Ein- und Austritt nach Belieben sind nicht möglich. Jüdisch ist, wer eine jüdische Mutter hat oder zum Judentum übergetreten ist. Gehört jedoch nur der Vater der jüdischen Religionsgemeinschaft an, ist der Nachwuchs nicht jüdisch. Dabei halten sich die Gefühle nicht immer an Religionsgesetze. Es wird davon ausgegangen, dass ein Drittel aller angeblich rein jüdischen Ehen im deutschsprachigen Raum gemischt ist. Nebst den Mischehen ist die jüdische Gemeinschaft in der Schweiz auch mit Abwanderung konfrontiert. Es findet eine Wanderbewegung von den kleinen zu den grösseren jüdischen Gemeinden statt. Des Weiteren sind viele orthodoxe Juden längst nach Israel oder nach Amerika zu grossen Gemeinden abgewandert, um dort ihre religiöse Tradition zu praktizieren und die Kinder entsprechend zu erziehen. Insbesondere kleine jüdische Gemeinden sind also gleich mit zwei Herausforderungen konfrontiert, einerseits mit Abwanderungen und andererseits mit Mischehen, die streng genommen gar nicht gültig wären.

Tora oder Vorlesungsskript?

Auch in Mikes Leben spielt die religiöse Erziehung eine Rolle. So kam es vor, dass er wegen religiösen Feiertagen nicht in die Primarschule gehen konnte. An der Uni sei

dies nun weniger der Fall. Bis anhin hätte es auch keine gravierenden Überschneidungen mit Prüfungen und hohen Feiertagen gegeben, so dass beides gut kombinierbar sei. Es gibt sogar Unis, so das Albert-Einstein-College in New York, welche die weltlichen und religiösen Studien miteinander verbinden. «Ich mag die Idee, die Universität als Quelle des kritischen Denkens mit der Religion zu verknüpfen», meint Mike und fügt an, dass Lernen schliesslich eine jüdische Tradition sei. Ein zentrales jüdisches Motto lautet: «Z'e u'leamad», was soviel heisst wie «Gehe hin, und lerne.»

Dabei sei es letztlich immer ein Abwägen. Lernen für die Uni, ausgehen oder Torastudium? Mike sieht es als konstanten Disput mit sich selbst: «Was mache ich? Weshalb mache ich es?»

infos

Jüdische Gemeinde Bern: www.jgb.ch
Jüdische Studierende, die an den Aktivitäten des Vereins jüdischer Studierender interessiert sind, melden sich bei Mike Schütz: schutz083@hotmail.com.

umfrage



Alexandra Dias, 35, Betriebsangestellte

Ich glaube schon, dass es irgendwas gibt, eine höhere Macht. Aber was das genau ist, weiss ich nicht. Ich bin katholisch erzogen worden, bin aber nicht eine strenge Katholikin. Ich gehe eigentlich nur selten zur Kirche.



Kevin Hofer, Marius Keller und Sara Bukies: eine gute Idee haben, daran glauben, sich in Bewegung setzen – los!

FOTO: KATJA BÜCHLI

Die Welt verbessern, ein bisschen

Ist es sinnvoll, im Kleinen mit der Verbesserung der Welt zu beginnen? Oder ist es einfach nur naiv? Ein Gespräch mit einer Gruppe von Studierenden der Uni Bern, die das Sozialforum Biel/Bienne organisieren.

SABINE HOHL

Wie seid ihr auf die Idee gekommen, ein Sozialforum zu organisieren? Und wie muss man sich den geplanten Anlass konkret vorstellen?

Sara: Auf die Idee gekommen sind wir durch das SUFO, ein Sozialforum in der Ostschweiz. Wir haben uns gedacht: Wenn die das können, dann können wir das auch. Wir sind natürlich auch durch die grossen Sozialforen wie dasjenige in Porto Alegre inspiriert.

Grundsätzlich sind soziale, ökologische und politische Probleme weltweit unser Thema. Die Organisationen, die am Sozialforum teilnehmen, zum Beispiel Caritas oder Terre des hommes, werden die sozialen Missstände darstellen, mit denen sie sich befassen. Und sie werden aufzeigen, was man hier in der Schweiz tun kann, um gegen diese Missstände anzukämpfen. Der rote Faden des Sozialforums ist der Dialog, die Vernetzung. Jede und jeder soll mitmachen können. Und es soll auch Spass machen. Deshalb gibt es ein Rahmenprogramm mit Konzerten und zum Schluss ein Fest.

Was glaubt ihr, könnt ihr mit dem Sozialforum erreichen? Ist es nicht naiv zu glauben, dass ein solcher Anlass der Welt etwas bringt?

Sara: Das Sozialforum führt natürlich nicht zu einer grossen Veränderung. Mir ist schon klar, dass nicht ein Kind in Afrika wegen unseres Anlasses plötzlich zur Schule gehen kann.

Marius: Aber wer weiss, was ein solcher Anlass doch indirekt für Folgen haben kann!

Kevin: Wir können zumindest eine Problematik bewusst machen. Es geht um den aufklärerischen Gedanken: Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen. Wenn jemand durch das Sozialforum nachzudenken beginnt, ist das gut, egal zu was für einer Meinung er oder sie dabei kommt.

Marius: Wir haben ja auch keine einfache

Lösung anzubieten. Die von sozialen Problemen Betroffenen müssen selber entscheiden können, was für sie gut ist.

Wie verhindert ihr bei der erwähnten thematischen Breite und Offenheit, dass das Sozialforum inhaltlich beliebig oder zu einem blossen Wohlfühlanlass für vom schlechten Gewissen Geplagte wird?

Marius: Wir möchten dieses selbstgefällige «gell, wir haben schon recht und sind auf der guten Seite» vermeiden. An manchen Anlässen mit einer ähnlichen Thematik hatte ich das Gefühl, dass es vor allem um die Selbstbestätigung der VeranstalterInnen ging. Andere Meinungen waren nicht gefragt. Wir möchten offen sein. Dabei lässt sich nicht völlig vermeiden, dass eine Veranstaltung wie das Sozialforum einigen vielleicht zur Beruhigung des Gewissens dient.

Sara: Für mich ist es kein Problem, wenn jemand ans Sozialforum kommt, weil es der neueste Trend ist, sozial engagiert zu sein.

Kevin: Aber wichtig ist, dass das Ganze dann doch einen nachhaltigen Effekt hat.

Sara: Das Sozialforum wird, obwohl es ein niederschwelliges Angebot ist, auch nicht so einfach konsumierbar sein. Denn man wird aufgefordert, seine eigene Meinung kundzutun, was ein Nachdenken erfordert.

Was motiviert euch zu eurem Engagement?

Marius: Erstens habe ich Glück im Leben und daher die Pflicht, etwas für andere zu tun. Zweitens möchte ich andere zum Guten motivieren. Ich bin nur einer von Milliarden Menschen und kann anderen gutes Verhalten nicht vorschreiben. Ich muss versuchen, sie dazu zu überzeugen. Das wiederum macht man am besten mit eigenem Engagement. Ich glaube, dass sich viele unwohl fühlen angesichts des Reichtums, in dem wir hier leben, und der Armut anderswo. Wir sind gleichzeitig sehr privilegiert und doch irgendwie ohnmächtig,

glauben die Zustände nicht ändern zu können. Indem wir am Forum Handlungsmöglichkeiten aufzeigen, können wir das Engagement vieler Unzufriedener fördern.

Wo steht ihr politisch? Und inwiefern ist das Sozialforum ein politischer Anlass?

Sara: Ich würde sagen: Wir machen mit dem Sozialforum keine Politik. Wir sagen auch nicht, dass wir links sind. Aber irgendwie ist es trotzdem klar. (lacht)

Marius: Wir möchten aber am Sozialforum auch Bürgerliche zu Wort kommen lassen.

Sara: Wir ecken ja auch bei den ganz Linken teilweise ein wenig an, denen sind wir zu intellektuell. Man kann es nicht einmal links allen recht machen. (lacht) Am Sozialforum sind von den Marxisten bis zum UNICEF sehr unterschiedliche Organisationen vertreten, die normalerweise nicht miteinander reden würden. Es war eines unserer Hauptziele, dass verschiedene linke Organisationen am Forum teilnehmen. Wir haben uns jedoch gegen eine Vereinnahmung durch politische Gruppen abgegrenzt und bewusst auf eine Kundgebung verzichtet. Denn die Erfahrung zeigt, dass Kundgebungen missbraucht werden können und die eigentliche Message verzerren.

Sara Bukies, 22, studiert Politikwissenschaft, ist Ko-Organisatorin des Sozialforums Biel/Bienne und Verantwortliche für Kommunikation/PR.

Marius Keller, 24, studiert Volkswirtschaft und Recht, ist am Sozialforum verantwortlich für die Finanzen.

Kevin Hofer, 23, studiert Sozialanthropologie und Philosophie, ist am Sozialforum verantwortlich für die Infrastruktur.

hinweis

Das Sozialforum Biel/Bienne findet am 7./8. September 2007 statt. Informationen zum Forum sind zu finden unter www.sfb.ch

Der Unterschied zwischen Glauben und Wissen

Eine Untersuchung der Frage, ob die eigenen Hosen brennen, wenn man bloss glaubt, sie brennten nicht.

SEBASTIAN LEUGGER

Ein Kollege von mir hat eine Freundin, die studiert Philosophie oder Logistik, einfach etwas mit Literatur. Egal. Das ist so ein Mensch, mit dem kannst du nicht normal reden. Die ist sich immer sicher, bei allem. Egal ob sie recht hat oder nicht. Sie kennt keine Zweifel. Letzthin hat sie behauptet, in Bern gebe es kein gutes vegetarisches Restaurant, denn sie kenne keines. Ich habe gesagt: «Du **glaubst** nur, dass das so ist. Aber deswegen gibt es trotzdem eines.» Dann wollte ich sagen, welches, meine Schwester geht da viel hin, aber sie hat gesagt: «Ich **weiss** es, also gibt es keines.»

Jetzt – es bringt zwar nichts. Aber interessant ist es trotzdem. Ich bin dann ins Philosophieren gekommen. Nimm an, du **glaubst** nur, dass deine Hosen nicht brennen. Dann brennen sie. Jetzt nimm an, du **weisst** plötzlich, dass sie nicht brennen. Schon brennen sie nicht mehr! Da fragt man sich natürlich: Wozu braucht es die Feuerwehr?

Das ist zwar eine Abschweifung, aber es kann nicht schaden, das einmal gehört zu haben. Die vier wichtigsten Punkte sind: retten, halten, löschen, Folgeschäden vermeiden. Der letzte Punkt bereitet manchmal Schwierigkeiten. Braucht es die Feuerwehr, um Folgeschäden, also zum Beispiel einen Wasserschaden als Folge von Löscharbeiten, zu vermeiden, die ohne die Feuerwehr gar nicht eintreten würden? Die Antwort ist: Ja, es braucht sie auch dafür. Weil wenn sie nicht wäre, gäbe es ja keine Folgeschäden zu vermeiden. Gut. Machen wir weiter!

Nimm wieder an, du glaubst nur, dass deine Hosen nicht brennen, ohne dass es stimmt. Kannst du das wissen? Ich meine nicht: «Kannst du wissen, dass deine Hosen nicht brennen?» Weil das kannst du ja nicht, sonst hören sie auf zu brennen, und dann glaubst du es nicht nur, sondern weisst es. Ich meine: «Kannst du wissen, dass du nur glaubst, dass deine Hosen nicht brennen?» Ist ein bisschen kompliziert, aber du bist ja nicht dumm.

Warum frage ich das? Weil wenn du es wissen könntest, dann würdest du nicht den Fehler machen, ruhig sitzen zu bleiben, wenn deine Hosen brennen. Du wüsstest ja dann, dass du nur glaubst, dass sie nicht brennen. Also du wüsstest, dass du dich

täuschst. Du siehst die Relevanz. Wenn du sitzen bleibst mit brennenden Hosen, das gibt Verbrennungen dritten Grades, vor allem wenn Kunstfasern mit im Spiel, also wenn die Hosen aus Kunstgewebe sind.

Item. Kannst du es wissen? Ich habe zuerst gemeint: Ja. Weil ich täusche mich selber oft, aber ich weiss das auch. Dann habe ich gedacht: Nein. Du kannst es nicht wissen. Weil wenn du weisst, dass du dich täuschst, dann täuschst du dich gar nicht mehr. Dann weisst du, was wirklich stimmt, sonst wüsstest du ja nicht, dass du dich täuschst. Es ist schwierig zu erklären. Also. Ich dachte: Man kann nicht wissen, dass man sich täuscht, weil sobald man es weiss, ist es nicht mehr so.

Jetzt aber, wie gesagt: Ich weiss, dass ich mich täusche. Wie kann es also sein, dass ich nicht wissen kann, dass ich mich täusche? Das habe ich gedacht, aber es kann nicht sein. Weil ich weiss eben, dass ich mich täusche. Ich habemich also getäuscht, als ich das gedacht habe. Und jetzt weiss ich es. Und das ist genau die Lösung, siehst du? Man kann es wissen, aber immer erst nachher.

Wenn du also wissen willst, dass du dich getäuscht hast, musst du dich **vorher** täuschen. Es gibt natürlich auch den direkten Weg, das heisst, dass du direkt weisst, was stimmt, ohne zuerst die Täuschung. Da denkt man, das ist der gescheitere Weg. Das Problem ist nur: Du kannst dir gar nie sicher sein, dass du auf diesem Weg bist. Wenn du dich zuerst täuschst und es dann merkst, hast du zwar einen Umweg gemacht, aber du weisst dann wenigstens, dass du es jetzt richtig hast. Wenn du es aber von Anfang an richtig hast, dann weisst du nicht, ob du dich nicht vielleicht doch täuschst. Weil während du dich täuschst, glaubst du ja auch, dass du es schon richtig hast, und merkst erst zu einem späteren Zeitpunkt, dass du dich täuschst. Wenn du dich aber gar nicht täuschst, kommt dieser Zeitpunkt nie, also weisst du in diesem Fall nie, ob du dich jetzt täuschst oder nicht.

Wenn deine Hosen brennen, nimmst du trotzdem lieber den direkten Weg, weil dann ist es dir natürlich egal, ob du weisst, ob du dich täuschst oder nicht. Da ist der Mensch dann wieder praktisch veranlagt. In der Theorie ist es vielleicht besser, sich zuerst zu täuschen, damit man sich dann



ganz sicher sein kann, aber in der Praxis hast du dafür oft einfach keine Zeit. Da musst du mit Unsicherheiten umgehen lernen.

Wie gesagt: Bringt zwar nichts. Aber interessant ist es trotzdem. Ich habe dann die Freundin von meinem Kollegen gefragt, ob sie das Restaurant nicht kennt. Sie hat gesagt, doch sie kenne es, aber es ist nicht vegetarisch. Dann habe ich gefragt: «Wozu braucht es eigentlich die Philosophie?» Weisst du, was sie gesagt hat? «Für das Gleiche wie die Feuerwehr.» Und das mit einer Sicherheit, als ob sie von Feuerwehr eine Ahnung hätte.

umfrage



Senada Munkovic, 46, Betriebsangestellte

Einen Glauben haben wir schon, sonst könnten wir nicht hier in der Mensa arbeiten (lacht)! Es ist halt sehr streng! Man arbeitet viel; während dem normalen Semester von viertel nach sieben am Morgen bis halb sechs am Abend. Das ist schon anstrengend. Aber es ist sehr schön mit den Studenten zu arbeiten, da läuft immer was.

An Gott glaube ich sowieso, ja. Ich wurde nicht extrem religiös erzogen. In die Kirche gehe ich nicht.

umfrage



Jürg von Gunten, 42, Hausdienstleiter

Ich glaube an die Menschheit, daran, dass die Leute hier an der Universität mal etwas mehr aufräumen würden. Vor allem in den Hörräumen ist es sehr schlimm. Pro Tag räumen wir ungefähr zwei Säcke Petflaschen heraus und in den Räumen wird immer wieder Picknick gemacht. Gewisse Leute lassen alles auf oder unter den Tischen liegen und brauchen nicht einmal die Kehrichtkübel. Im nächsten Semester werden wir ein Rundschreiben machen und wenn das nichts nützt, werden wir einfach mal drei oder vier Tage lang die Hörräume nicht putzen.

umfrage



Monica Fankhauser, Betriebsleitung Mensa Studentisches Zentrum

Ich glaube/hoffe auf guten Umsatz und viele treue Gäste, das ist für mich wichtig. Das versuchen wir zu erreichen, indem wir freundlich mit den Gästen sind und auf ihre Wünsche eingehen.

Ja, klar, ich habe auch einen religiösen Glauben. Ich denke, das hat jeder, auch wenn man nicht in die Kirche geht. Wichtig ist ja, dass man glaubt und nicht alles als selbstverständlich nimmt.

umfrage



Moussa Serir, 44, Raumpfleger

Das ist eine schwierige Frage, das Wort hat verschiedene Bedeutungen. Ich glaube zuerst an mich, ich habe viel Selbstvertrauen. Ich glaube auch an den Menschen; mit seinen Stärken und Schwächen.

Ich bin Moslem. Religion ist für mich sehr wichtig, das ist für mich Tagesablauf. Ich bin sehr tolerant, meine Mutter hat uns das beigebracht. Ich komme aus Algerien, ich bin Berber. Religion ist für mich auch ein Verhalten den Menschen gegenüber. Ich glaube an Gott, klar, das ist gar keine Frage!

Bern den Eulenspiegel vorhalten

Was Bären in Schosshündchengrösse in Berner Denkmälern zu suchen haben: über die Machenschaften einer Geheimgesellschaft.

SARAH NOWOTNY

Die Freundin einer Freundin ist Hilfsassistentin am historischen Institut. Als solche hat sie uns Normalsterblichen gegenüber den Vorteil, beliebig in alten, skurrilen und halb vergessenen Dokumenten stöbern zu können, und hat meiner Freundin neulich folgende verrückte Geschichte erzählt, die ein erhellendes Licht auf gewisse Vorgänge in der Stadt wirft, in welcher wir alle studieren, leben und chrampfen: Da gibt es diese Studie zu Berns Denkmälern und auffällig dabei ist, dass es viele Statuen gibt mit einem riesigen, grimmigen Eidgenossen und einem Bären in Schosshündchengrösse daneben. Die Studie, die in den 1950ern gemeinsam von Kunsthistorikern und Geschichtswissenschaftlern erstellt wurde (auch damals gab es schon Interdisziplinarität), kommt zu erstaunlichen Schlüssen, was den Hintergrund dieser Kunstwerke angeht: Es geht dabei nämlich nicht um das Lobpreisen der eidgenössischen Mannesgrösse und Geschicklichkeit in der Jagd, wie das die gnädigen Herren gerne gehabt hätten, sondern um Spott, Hohn und Auflehnung gegen die Obrigkeit.

Böses Spiel der Eulenspieler

Dokumente, die in den Archiven der Zünfte, denen die Bildhauer angehörten,

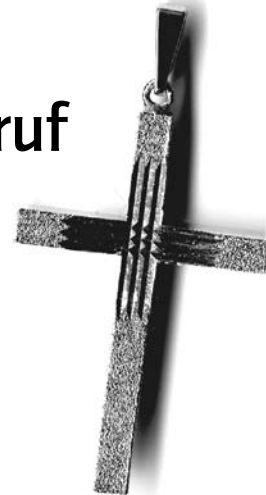
aufgestöbert wurden, scheinen dies zu belegen. Dort steht nämlich so ungefähr, dass Gigant und Baby-Bär aus Stein zwar als Skulpturen nebeneinander stehen, aber Meister Petz eigentlich nur so klein ist, weil er weit weg vom helvetischen Krieger herumtapst – ungefähr so weit weg, wie die Bären, die heuer wieder durch die Alpen streifen. Grösse und Stärke würden den Berner sowieso nicht retten, steht dort weiter, so langsam wie er ist. Dieser Scherz scheint also alt zu sein. Jedenfalls geht die Geschichte noch weiter: Die Bildhauer gehörten laut den Belegen einer Geheimgesellschaft innerhalb der Zünfte an, den Eulenspielern, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, der Berner Aristokratie auf den Geist zu gehen. Davon zeugt – unglaublich, aber wahr – heute noch die Namensgebung der Berner Hauptgassen. Traf nämlich ein Adliger oder sonst jemand Wichtiges von der Untertor- oder Nydeggbücke aus kommend in Bern ein, wurde er zuerst in der Gerechtigkeitsgasse «z'grächtem» in Versuchung geführt mit Trank und leichten Mädchen. Einmal der Versuchung erlegen, drohte ihm das nächste Unheil in der Kramgasse: Allerlei schöne, aber unnütze Dinge drehte man ihm an, was nicht wenige in finanzielle Nöte trieb. In der Marktgasse ging

das böse Spiel weiter, nur waren die Güter noch luxuriöser und teurer und spätestens in der Spitalgasse war der Arme wirklich, zumindest im übertragenen Sinne, spitalreif.

Nehmt euch in Acht!

Vollkommen unklar ist, was aus den spassig-subversiven Eulenspielern geworden ist, aber – so hält die Studie fest – es ist keinesfalls bewiesen, dass diese sich aufgelöst haben. Und, sagte die Hilfsassistentin schliesslich, das würde auch erklären, warum die heutige Stadtregierung doch sehr milde umgeht mit Randständigen jeglicher Couleur oder vielleicht auch, warum manche ProfessorInnen kollegialer mit den Studierenden umgehen als an anderen Unis. Wer weiss schon, welche Mittel die Eulenspieler heute haben, um die Mächtigen zu Fall zu bringen...

Winter- und Sommersemester – ein Nachruf



Die Semesterdaten wechseln. Jede Uni in der Schweiz nennt das ehemalige Winter- fortan Herbstsemester (HS). Schön. Doch was bringt der Wechsel eigentlich? Wenn man sich an der Uni Bern umhört, ist eigentlich niemand so wirklich glücklich über die Lösung. Vorteile gibt es wenige, Nachteile umso mehr.

MICHAEL SIEGENTHALER

«Es ist nicht die Frage, ob der Semesterdatenwechsel als ‹gut› zu beurteilen ist, sondern ob er einen Sinn für alle Angehörigen der Universität macht. Dieser ist allerdings nur schwer auszumachen», sagt Professor Reinhard Schulze, Dekan der phil.-hist. Fakultät. Mit dieser Meinung steht er nicht alleine da. Die meisten Dekanate, die wesentlichen Institutionen und viele Angestellte der Uni Bern hadern mit den neuen Semesterdaten.

Die schweizweite Harmonisierung wird zwar allgemein als sinnvoll erachtet. Doch wird kritisiert, dass diese nicht über die Schweizer Grenze hinausreicht. So schreibt etwa die Mittelbauvereinigung (MVUB): «Obwohl wir eine Harmonisierung der Semesterdaten befürworten, ist man von einer solchen Angleichung in Europa, aber auch mit den USA noch weit entfernt.»

Von eben jener MVUB und von den Dekanaten wird indes ein Nachteil besonders hervorgehoben: Die neuen Termine verunmöglichen es Dozierenden und Universitätspersonal, im Herbst mit den Kindern in die Ferien zu reisen. Auch der Unisport hat mit den Schulherbstferien Probleme: «In einer internen Umfrage gab etwa ein Viertel bis ein Drittel der TrainingsleiterInnen an, regelmässig in den Herbstferien zu verreisen. Ob wir für alle und jedes Training StellvertreterInnen finden werden, wissen wir noch nicht», meint Unisportleiter Reto Zimmermann.

Dazu kommt, dass der Wechsel den Unisport vor grossen organisatorischen Mehraufwand stellte. Denn fortan gibt es keine klare Abtrennung zwischen einem Semester mit Sommer- und einem mit Wintersportarten mehr. Es wird in beiden Semestern beides angeboten. Das bedeutete grosse Planungsarbeit.

Prüfungen als Weihnachtsgeschenk?

Noch wichtiger dürfte für Studierende die Frage sein, wann sie im Herbstsemester die Prüfungen zu schreiben haben. Einige Dekanate scheinen sich noch nicht definitiv entschieden zu haben, ob die Prüfungen

in der letzten Semesterwoche direkt vor Weihnachten, in der zweiten Januarwoche oder erst anfangs Frühlingsemester stattfinden werden.

Das Problem, das sich ergibt: Die Studierenden wüssten im besten Fall erst kurz vor Frühlingsemesterbeginn, ob sie die Prüfungen zu wiederholen haben. Für die Leiterin des Zentrums Lehre, Claude Schwab-Bertelto, liegt da der Knackpunkt: «Es ist Sache der Dekanate, die Prüfungen festzulegen. Für uns ist wichtig, dass die Zeit zwischen Prüfung und Ergebnis kürzer wird.»

Selbst wenn der unwahrscheinliche Fall eintritt, dass die Wartezeiten auf Prüfungsergebnisse künftig verkürzt werden: Die Mobilität der Studierenden, die durch den Semesterdatenwechsel eigentlich hätte verbessert werden sollen, könnte durchaus eher eingeschränkt werden.

Bei Bologna hilft Bergamo

Und wann müssen sich MaturandInnen neuerdings an der Uni immatrikulieren? Der offizielle Anmeldetermin ist bereits Ende April. «Viel zu früh», meint Dekan Reinhard Schulze. Wissen MaturandInnen um diese Zeit schon, was sie studieren wollen? Claude Schwab-Bertelto vom Zentrum Lehre will dem Problem durch intensiveren Kontakt mit den MaturandInnen Abhilfe schaffen: «Es gehört zum Marketingkonzept der Uni Bern, die Bachelor-Studiengänge an den Gymnasien früher publik zu machen.»

Beim Übertritt stellt sich aber noch ein anderes Hindernis: die Rekrutenschule. Die begann bis anhin im Juli, damit dann drei Wochen nach Semesterbeginn noch ins Studium eingestiegen werden konnte. Diese Möglichkeit besteht jetzt nicht mehr. Darum hat die Armee das neue Ausbildungsmodell BERGAMO eingeführt. Das heisst so, weil Bergamo – wie geistreich – in der Mitte zwischen Bern und Bologna liegt. Mit eben jenem BERGAMO kann die RS fraktioniert werden. Vor dem Semesterbeginn wird nur noch die 13 Wochen dauernde Grundausbildung absolviert.

Weil die RS ab diesem Jahr noch eine Woche früher beginnt, überschneiden sich Herbstsemesteranfang und Militär nur noch um zwei Wochen. Für die kann ein Beurlaubungsgesuch eingereicht werden. Ein Nachteil bleibt: Irgendwann müssen die verbleibenden acht Wochen RS nachgeholt werden.

WS – Tod wegen Bologna

Bei all den Kritikpunkten, an den neuen Semesterdaten stellt sich die Frage, wieso es denn überhaupt dazu gekommen ist. Da ist ein Blick in die Vergangenheit notwendig. Vor zwei Jahren beschloss die schweizerische Rektorenkonferenz (CRUS) im Zuge der Bologna-Einführung, dass die Semester aller Schweizer Unis ab Studienjahr 2007/2008 zur gleichen Zeit beginnen. Damit setzte die CRUS ein Zeichen gegen den urschweizerischen Föderalismus.

Doch warum hat man nicht weiterhin Ende Oktober anfangen können? «Das stand in der CRUS nicht zur Diskussion. Man argumentierte, dass diese Daten nicht international kompatibel sind», erklärt Christoph Pappa, Generalsekretär der Uni Bern. Denn der internationale Trend gehe ganz klar in die Richtung, früher mit den Semestern anzufangen. Zur Diskussion sei einzig gestanden, um wie viel man die Semesterdaten nach vorne verschieben sollte. «Die Berner Universitätsleitung hat sich erfolglos gegen die Vorverlegung bis in die letzte Septemberwoche gewehrt», erläutert Pappa.

Heute gibt es am Entscheid der CRUS nichts mehr zu rütteln – das Wintersemester ist unwiderruflich gestorben. Es besteht durchaus Grund zur Trauer.

infos

Die neuen Semesterdaten:

Herbstsemester: 24.9.2007 – 22.12.2007

Frühlingsemester: 18.02.2008 - 30.05.2008

Im FS ist eine Ferienwoche eingeplant, die am Karfreitag (21.3.2008) beginnt.

«Ich sehe mich nicht gerne in der Arena»

Als Studentin hatte Pascale Bruderer (29) keine Zeit für die Mitarbeit in einem Studierendenparlament, sie war damals bereits als Gross- und später Nationalrätin engagiert. Nun kandidiert die Politologin für die SP Aargau als Ständerätin. An den zweiten Berner Politgesprächen hat Bruderer über ihren Wahlkampf und den Umgang mit den Medien gesprochen.

DANIELA RÖLLI

An den Politgesprächen geht es um das Verhältnis von Medien und Politik. Betrachten Sie dieses Verhältnis als wechselseitig oder besetzt eines der beiden Felder eine stärkere Position?

Pascale Bruderer: Es ist sicher ein Geben und Nehmen, man ist gegenseitig auf sich angewiesen. Einerseits kann ich meine politischen Botschaften nicht alleine über direkte Kontakte breit kommunizieren; andererseits benötigen die Medien die Informationen der Politik, um ihren Job spannend zu erledigen. Es existiert aber auch eine gewisse Macht seitens der Medien. Das merkt man gerade in einem Wahljahr, wenn beispielsweise vor einem entscheidenden Moment ein Medium einem die Plattform entzieht oder wenn gewisse Medien bereits im Voraus fix festlegen, wie sie welche Kandidierenden präsentieren wollen. Eigentlich sollten die Medien doch eher berücksichtigen, was die Aktualitäten sind und was jemand noch zusätzlich in einem Wahlkampf macht.

Waren Sie auch schon enttäuscht von einer Berichterstattung über Sie in den Medien?

Ja, das gehört zum politischen Alltag. Aber ich kenne und akzeptiere die Regeln und weiss auch um meine Möglichkeiten: ich lese zum Beispiel Interviews im Vorfeld der Veröffentlichung gegen. Bei Porträts ist das nicht möglich – und wir alle reagieren wohl allergisch, wenn ein Bild von einem rübergebracht wird, das nicht mit dem Bild übereinstimmt, welches man von sich selber hat. Letztlich schiebe ich meine Enttäuschung aber eher selten auf die Medien ab – ich bin auch selber sehr selbstkritisch. Speziell nach Auftritten im Fernsehen, wo das direkte Feedback fehlt, weil man den Zuschauenden nicht in die Augen blicken kann. Noch immer ist es mir auch total unangenehm, meine Stimme am Radio zu hören oder mir selber in einer «Arena» zuzuschauen.

Sie haben im Vortrag Ihr in der Schweiz neuartiges Konzept des BürgerInnen-Büros und der BürgerInnengespräche vorgestellt, wo die WählerInnen ihre Anliegen bei Ihnen deponieren können. Haben Sie da beim Präsident-

schaftswahlkampf von Ségolène Royal in Frankreich gespickt?

Nein, die Idee ist älter. Seit ich nationale Politik mache, berührt mich der Vorwurf «Ja, die in Bern oben...» negativ. Ich habe auf kommunaler Ebene als Politikerin angefangen, war dann auf kantonaler und jetzt auf nationaler Ebene tätig; dabei hatte ich das Gefühl, dass ich immer näher an die Leute herankomme, weil uns die nationalen Themen sehr stark beschäftigen. Diese Nähe ist mir wichtig, ich will die Politik den Leuten näher bringen. Nächste Woche (das Gespräch fand Ende Mai statt, Anm. d. Red.) ist nun das Büro zum ersten Mal offen und ich bin sehr gespannt, was passieren wird.

Es gibt eine gewisse Übereinstimmung mit den «débats participatifs» von Ségolène Royal. Aber das ist nicht vergleichbar,

weil sie einen ganzen Stab von Leuten hinter sich hat, die das organisieren. Bei mir sieht das bescheidener aus. Gestern Abend war ich an einem BürgerInnengespräch, da kamen etwa 30 Leute. Es sind also nicht die Massen wie bei Ségolène.

Haben Sie als Studentin auch Politik auf der Universitätsebene gemacht?

Seit ich 20 Jahre alt bin, bin ich auf verschiedensten politischen Ebenen aktiv – da fehlten leider einfach die zeitlichen Kapazitäten für die Uni-Politik. Aber ich habe mich oft mit Kandidierenden für Universitätsgremien ausgetauscht und tue das noch immer; was die Bildungspolitik anbelangt, kann ich deren Anliegen auch auf nationaler Ebene einbringen.



Pascale Bruderer: eine in Bern oben?
FOTO: STEFAN MEIER

kontext

Forum der politischen Kommunikation: Die 2. Berner Politgespräche

Im Hinblick auf die nationalen Wahlen im Herbst fanden die 2. Berner Politgespräche dieses Jahr unter dem Titel «Wahlkampf, Medien und Souffleure» statt. Das Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft der Uni Bern (ikmb) tat sich einmal mehr als Mitorganisatorin einer schweizweit beachteten und mit illustren Gästen besetzten Veranstaltung hervor.

Es kamen PolitikerInnen, Wissenschaftler, Medienschaffende und PR-Leute zu Wort. Die Tagung gipfelte in einer Elefantenrunde mit den Parteipräsidenten, die allerdings lieber über ihre Vorstellung einer Rütlifeier debattierten als über die politische Kommunikation ihrer Partei. Weit informativer waren die Beiträge der Wissenschaftler: Roger Blum (ikmb) sieht in der vermehrten interaktiven Kommunikation der Kandidierenden mit ihrem Publikum ein Anzeichen für den abnehmenden Einfluss der Medien auf die Wahlkämpfe. Claude Longchamp (gfs Bern) betonte die Wichtigkeit der regionalen Verankerung der Kandidierenden, welche ausser in den Städten Zürich und Bern nach wie vor Wahlen entscheide. Gerd Strohmeier von der Universität Passau sprach den WechselwählerInnen eine grosse Bedeutung für den Wahlausgang zu; die Jagd auf diese Zielgruppe sei bei den Parteien denn auch schon lange eröffnet.

Dank einer grosszügigen Spende der Schweizerischen Post konnten auch 20 Studierende des ikmb an der im noblen Bellevue-Palace stattfindenden Veranstaltung teilnehmen. Diese mussten sich vom deutschen Stargast Oskar Lafontaine denn auch prompt werfen lassen, heute viel zu sehr auf ihre Karriere fixiert und zu brav zu sein: «Ich wünschte mir manchmal, es gäbe da soviel Rabatz wie zu meiner Zeit.» Darauf hatte denn auch keiner der anwesenden Studierenden etwas zu erwidern; so weit hat uns die Bologna-Reform schon gebracht.

Warum 10 000 Unifest-Booklets eingestampft wurden

Vor der Fete ein Malheur: Weil die Unifest-Booklets, welche das Organisationskomitee hatte drucken lassen, nicht geschlechtsneutral formuliert waren und einen sexistischen Barnamen enthielten, liess der Vorstand der StudentInnenschaft der Uni Bern (SUB) sie einstampfen und neu drucken. Das gab im StudentInnenrat vom 31. Mai einiges zu diskutieren.

MICHAEL SIEGENTHALER

Am deregulierten Unifest sollten sie für etwas Orientierung sorgen. Die Booklets, die den Besuchenden den Weg zu den gesuchten Bars, Bands und KünstlerInnen aufzeigten. Zuvor hatten die Festführer in CD-Bookletformat aber genau das Gegenteil gestiftet – nämlich einige Verwirrung, ja Wirbel. 10 000 Booklets waren gedruckt und wieder eingestampft worden. Kostenpunkt: fast 3 000 Franken. Was war passiert? Das Organisationskomitee des Fests hatte es unterlassen, die Booklets dem SUB-Vorstand vor dem Druck zu zeigen. Denn das Unifest wird von der SUB veranstaltet – die OrganisatorInnen sind ihr Rechenschaft schuldig. So war erst im Nachhinein bemerkt worden, dass die Booklets nicht den SUB-Vorstellungen entsprachen.

Was genau schief lief, erklärt Unifest-Co-Koordinator Moreno Casasola in einer schriftlichen Stellungnahme: «Das Layout des Booklets hat drei Nachtübungen erfordert und wir haben auf diverse Informationen lange warten müssen. Deshalb waren wir gestresst und haben uns dann dem Gut zum Druck einfach entzogen.» Dies, obwohl Casasola bewusst war, dass er das Booklet dem SUB-Vorstand hätte vorlegen sollen. Die Schuld des Vorfalls nimmt er deshalb vollumfänglich auf sich. Den Neudruck der Booklets verstehe er aber nur partiell: «Möglicherweise wäre es besser gewesen, eine Lösung über ein geändertes Editorial zu suchen. Aus rein finanzieller und ökologischer Sicht habe ich den Entscheid bedauert.»

Streitpunkt: «Sexistischer» Barname

Vor der Legislative der SUB, dem StudentInnenrat (SR), nahm Anja Peter an der Sitzung vom 31. Mai Stellung zum Vorfall. Die für das Unifest zuständige SUB-Vorstehende erklärte, warum es zum Neudruck gekommen war: «Das Booklet wies einige nicht geschlechterneutrale Formu-

lierungen auf und beinhaltete zudem eine Barbezeichnung, die man wohl sexistisch nennen darf.» (Die Bar hiess «Pimps n' hoes», frei übersetzt heisst das «Zuhälter und Huren».) Einen weiteren Grund fügt Daniel Mullis, SUB-Vorstand im Ressort Gleichstellung, an: «Es wurde beispielsweise auch nicht klar ersichtlich, dass die SUB das Unifest veranstaltet.» So sei es die Summe der gravierenden Verstösse gewesen, die zum Entscheid geführt hätte, fügte er an.

Nachdem der Rat den Neudruck und damit das Vorgehen des Vorstandes grösstenteils für richtig erklärt hatte, ging es darum zu klären, wer nun für die entstandenen Kosten aufzukommen hatte. Zur Debatte im Rat standen zwei Vorschläge: Variante eins sah vor, dass das Organisationskomitee die Kosten vollumfänglich berappen muss. Es wäre den Veranstaltern schlichtweg der Lohn gekürzt worden. Variante zwei, welche der SUB-Vorstand unterstützte, war die versöhnlichere: Nur wenn das Unifest einen Gewinn schreibt, muss das OK einen gewissen Teil der Kosten tragen. Den Rest übernimmt die SUB.

Böswillig oder nicht?

In der folgenden Diskussion gab sich der Rat mit dem Organisationskomitee versöhnlich – frei nach dem Motto: Fehler passieren. Den OrganisatorInnen wurde kein böser Wille attestiert. «Man muss in diesem Fall wohl nicht von Böswilligkeit, sondern vielleicht von Dummheit sprechen. Aber ich bin links und nett und werde mich daher für die Variante des Vorstandes entscheiden», sagte beispielsweise Rahel Imobersteg vom Sozialdemokratischen Forum.

Obwohl im Rat relativ schnell eine grössere Einigkeit darüber bestand, dass die SUB einen Teil der entstandenen Kosten mitträgt, entwickelte sich eine langwierige

Diskussion darüber, wie die 3 000 Franken genau abzubuchen seien. Am Ende lagen insgesamt fünf Vorschläge zur Abstimmung vor. Die Diskussion verlief indes grösstenteils ins Leere: Die Ratsmitglieder nahmen bei der Schlussabstimmung mit elf zu zehn Stimmen Variante zwei an – also die vom Vorstand vorgeschlagene.

kommentar

sim. Das Unifest hatte im Vorfeld des SR zu grossen Diskussionen und Querelen innerhalb der SUB geführt. Das merkte man der Diskussion im Rat an. Obwohl schnell Einigkeit darüber herrschte, dass die SUB einen Teil der Kosten des Booklet-Vorfalles übernimmt, zog sich die Diskussion sehr lange hin: Die gleichen Argumente wurden mehrfach vorgebracht und persönliche Sticheleien postwendend gekontert. Am Schluss sorgte auch noch das Verfahren bei der Abstimmung für hitzige Gemüter. Das wäre an sich nicht so schlimm, wenn dann über das meines Erachtens zentralere Traktandum der Sitzung, die Jahres-schwerpunkte des Vorstandes, ebenfalls eine leidenschaftliche Diskussion geführt worden wäre. Doch als es darum ging, dem SUB-Vorstand für das nächste Jahr Direktiven vorzugeben – ja, als es darum ging, entscheidende Stossrichtungen der SUB festzulegen –, da blieb der Rat weitgehend stumm. Kein Verteilungskampf, kaum Meinungsverschiedenheiten. Entweder hatte also der SUB-Vorstand mit seinen schriftlich verfassten Vorschlägen genau die Bedürfnisse des Rats getroffen, oder aber die Ratsmitglieder hatten ihre Energie in der Vorbereitung des SR für die Diskussion um das Unifest verpufft. In diesem Fall könnte man von fehlgeleiteter Energie sprechen.

Sicheres Geleit für junge Schäfchen

Der Tag des Studienbeginns (TdS) naht: Am 21. September ist es soweit. Damit die neuen Schäfchen sich am Montag schon ganz auf die Einführungsveranstaltungen konzentrieren können, geht das Ganze am Freitag vor dem offiziellen Uni-Anfang über die Bühne.

CHRISTIAN BOESCH, SUB-VORSTAND

Die Organisation des TdS liegt nun schon zum zweiten Mal hauptsächlich in den Händen der Universitätsleitung, geschieht aber in Zusammenarbeit mit der StudentInnenschaft der Universität Bern (SUB). Letztes Jahr führte die Unileitung ein neues Konzept ein: Die Frischlinge wurden nach offizieller Begrüssung durch ihre Fachschaften rasch zu den Instituten geleitet, das universitäre Kultur- und Sozialleben blieb dabei links liegen, beziehungsweise war dezentral in den Katakomben der Uni untergebracht. Das nennt man wohl Standortmarketing im Kampf um die Studierenden in der dünner werdenden Schweizer Hochschulluft.

Vieles wird besser

Dieses Jahr wird nicht alles gut, aber wenigstens vieles besser: Nach der offiziellen Begrüssung geht es, mithilfe des neuen, SUB-grünen Wegleitungskonzepts, zum zentralen Campus in der UniS. Dort

erwarten die Gruppierungen den Neuzugang. Während des Genusses von Sandwiches und Getränken haben die Neuen Gelegenheit herauszufinden, dass das universitäre Leben nicht nur aus ECTS-Punkten, Prüfungen, Übungen und Arbeiten besteht, sondern dass Studierende auch ausserhalb der Vorlesungen einen wesentlichen Beitrag zur Gestaltung des Lebensraums Universität leisten. Anschliessend bekommen die Neulinge ihre institutsspezifischen Einführungen; dabei werden sie auch von den Fachschaften betreut.

Keine Begeisterung fürs Konzept

Neu gegenüber 2006 ist also, dass Gruppierungen und die SUB sich wieder zeitlich und räumlich zentral präsentieren können und ihre Wünsche vermehrt mit einbezogen werden. Dennoch steht der StudentInnenrat als höchstes Organ der SUB dem Konzept der Universitätsleitung nach wie vor kritisch gegenüber – das dies-

jährige Konzept hatte der Rat mit einer Ja-Stimme, keiner Gegenstimme und über 30 Enthaltungen angenommen. Die SUB ist jedoch nicht als Nein-SagerInnen-Organisation bekannt: Sie arbeitet dieses Jahr eng mit der Universitätsleitung zusammen und wird für den TdS '08 wieder ein eigenes Konzept erarbeiten, das sie der Uni schmackhaft zu machen versucht.

ILLUSTRATION: MANUELA HUGI



Sportlich, sportlich!

Das Stade de Suisse und der BSC Young Boys sind neu Partner der StudentInnenschaft der Universität Bern (SUB). Schweisstreibender als jedes Fussballspiel waren die Verhandlungen mit den Stadionbetreibern, denen auch die Young Boys gehören, nun aber stehen elf Jahreskarten für Spiele des Berner Fussballclubs zur Verfügung.

ANJA PETER, SUB-VORSTAND

Im Austausch gegen die Legi standen auf dem SUB-Büro bis anhin sieben Jahreskarten für YB-Spiele gratis zur Verfügung. Aus verständnisvoller Nettigkeit für die Fussballfreaks unter euch hat die SUB diese Jahreskarten gekauft und gratis abgegeben. Da stellte sich die Frage, ob die finanziellen Beiträge der Studierenden an die SUB wirklich dafür eingesetzt werden sollten, um ein paar Fussballverrückten den Eintritt ins Stade de Suisse zu ermöglichen. Schliesslich führt die SUB unter anderem ja auch einen Sozialfonds, hilft bei der Job- und Wohnungssuche und unterhält eine Rechtsberatung. Was ist wichtiger? Wir finden: Klar sollen wir für die «jungen Buben» jubeln gehen, aber nicht unbedingt

mit dem Geld der Studierenden. Und so begann ein zäher Verhandlungskampf mit dem Stade de Suisse. Besagtes Stadion (ein paar Nostalgiker in der SUB bestehen übrigens auf dem Namen Wankdorf) als Partner der SUB zu gewinnen war das Ziel. Dieses Ziel haben wir mit Bravour erreicht und seit dem ersten Juni ist das Stade de Suisse mit den Mannen in den gelben Leibchen Partner der SUB. Für die neue Saison stehen elf Jahreskarten zur Verfügung, die wie bisher auf dem SUB-Büro reserviert und im Tausch gegen die Legi abgeholt werden können. Die SUB freut sich über diese neue Partnerschaft und ist gespannt auf ein sportliches Jahr mit König Fussball im Zentrum. Denn was gibt es Schöneres,

um sich vom anstrengenden Uni-Alltag zu erholen, als bei einem kühlen Bier und einem Biss in die YB-Wurst gespannt auf den grünen Rasen im Wankdorf zu starren und ab und zu «Hopp YB» zu rufen? Na dann: Young Boys hebt Gas. Auf eine Saison voller Fussballhighlights!

Infos zur Partnerschaft mit dem Stade de Suisse und das gesamte Dienstleistungsangebot der SUB findet ihr unter: www.sub.unibe.ch/dienstleistungen





Radelt Rahel Imobersteg bald auf nationaler Ebene durch die Politiklandschaft?

FOTO: KATJA BÜCHLI

«Mobilität muss für alle möglich sein!»

Rahel Imobersteg hat fast alle Ämter der Studipolitik abgeklappert. Nun will sie in den Nationalrat. Das **unikum** sprach mit ihr über Mobilität und soziale Fragen in den Zeiten von Bologna.

ANDREAS HEISE

Bei PolitikerInnen der StudentInnenschaft der Universität Bern (SUB) fragt man sich bisweilen: Studieren die eigentlich gerne? Oder: Studieren die überhaupt? Denn wer ernsthaft Unipolitik betreibt, der oder dem bleibt kaum Zeit fürs Studium. Und umgekehrt. Wer ernsthaft studiert, bringt kaum Zeit auf für studentische Politik. Deswegen die Frage an Rahel Imobersteg, eine der ernsthaftesten SUB-PolitikerInnen, die nun sogar für den Nationalrat kandidiert: Studierst du eigentlich gerne? «Ich liebe das Studium! (lacht)» Von wegen «ernsthaft». Nun aber zur Sache:

Das Staatssekretariat für Bildung und Forschung behauptet, die Mobilität der Studierenden habe im Zuge von Bologna zugenommen. Du scheinst diese Meinung nicht zu teilen. Wieso?

Rahel Imobersteg: Weiles daraufankommt, welche Mobilität man wie misst, und was einem wie wichtig ist. So ist in Deutschland die Mobilität generell sehr hoch. Aber warum? Dort zählen alle als Mobilitätsstudierende, die keinen deutschen Pass besitzen. Auf gut Deutsch: Die haben sehr viele türkische Mobilitätsstudierende. Weiter stellt sich die Frage: Zählt man die Mobilität, die «reinkommt», oder diejenige, die «rausgeht»? Hier interessiert mich hauptsächlich: Wie gut sind die Grundlagen für die Mobilität der Schweizer Studierenden, wie viele gehen «raus»? Und hier gibt es Probleme: Es darf nicht sein, dass Mobilität nur möglich ist für die Leute, die entweder das Glück haben, von irgendeiner ausländischen Uni ein Stipendium zu erhalten, oder die zuhause genügend «Stütz» haben. Mobilität muss für alle möglich sein!

Rektor Würzler betont insbesondere die «vertikale Mobilität», das ist die Mobilität zwischen BA und MA sowie zwischen MA und PhD. Diese ist dir weniger wichtig. Warum?

Das Problem ist, dass nicht alle Leute eine wissenschaftliche Karriere, sprich ein PhD, machen. Der Trend geht vielleicht sogar eher in die Richtung, dass die Studierenden zum Teil schon nach dem BA abgehen sollen. Wenn man diesen Leuten die Mobilität ermöglichen will – und nicht nur denen, die auch einen Master machen – dann bringt die vertikale Mobilität nicht viel.

Die Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Studium stellt in deinen Augen ein weiteres Problem dar. Eigentlich steht eine Modularisierung der Studiengänge, wie sie Bologna vorsieht, einer Erwerbstätigkeit aber nicht entgegen, sie begünstigt sie sogar.

Modularisierungen sind gut und recht, aber sie ergeben keinen Sinn, solange man in diesen klaren Semesterstrukturen und Zeitbeschränkungen gefangen ist. Man erzählt dir, du musst so schnell studieren wie möglich. Auf der anderen Seite verlangt man aber von den StudienabgängerInnen bereits Berufserfahrung, und zum Dritten sollten sie noch mobil geworden sein: Das sind einfach drei Sachen, die mit Studienregelzeiten, mit Verschulungsstrukturen und mit mehr Präsenzzeiten nicht aufgehen. Die Vereinbarkeit von Studium und Arbeit ist bei der Umsetzung von Bologna schlicht ausser Acht gelassen worden.

Ein weiteres Thema sind die Stipendien. Rektor Würzler und du stimmen darin überein, dass die Revision des Stipendienwesens das dringlichste Anliegen überhaupt sei. Ziehen Unileitung und SUB für einmal am selben Strick?

Ja, endlich! Die Studierenden kämpfen seit über 30 Jahren für ein besseres Stipendensystem in der Schweiz. Wir haben in der Schweiz 26 verschiedene Stipendensysteme, Bund und Kantone sparen im Sti-

pendienbereich, gleichzeitig nehmen die Studierendenzahlen zu und das Studium wird verschult.

In den letzten Jahren scheinen nun auch die Rektoren begriffen zu haben, dass es seit Bologna in dieser Frage einfach nicht mehr spassig ist. Man kann nicht länger sagen: Die Leute können ja arbeiten gehen. – Wann denn? Nun stellt sich noch die Frage der Ausgestaltung, aber ich glaube, auch in der Frage «Stipendien oder Darlehen?» haben wir die Rektoren auf unserer Seite.

Nun kandidierst du für den Nationalrat – und neben dir mit Adrian Durtschi, Priska Grütter und Adrian Wüthrich: weitere aktive oder ehemalige SUB-PolitikerInnen. Überhaupt ist die SUB eine starke politische Kraft und gibt auch im Verband der Schweizer Studierendenschaften (VSS) den Ton an. Dennoch wird sie von vielen belächelt. Wie erklärst du dir das?

Wenn wir eine gesetzlich verankerte nationale Studierendenschaft hätten, wenn wir an den andern Unis vermehrt starke Kräfte wie die SUB hätten, erhielte die studentische Politik mehr Dynamik und Präsenz, auch in den Medien. Dann sähe man besser, dass der SR nicht nur der Kindergarten ist, der er vielleicht wirklich manchmal ist... (lacht) Indes finde ich: Als Studiparlament hat man das Recht, manchmal «Kindergarten» zu sein. Das nimmt harten Debatten einen gewissen Ernst und entspannt verhärtete Fronten. Es ist ein guter Einstieg in die Politik. Man lernt – bisweilen spielerisch – eine professionelle politische Tätigkeit kennen. Der SUB-Vorstand macht zum Beispiel alles andere als Kindergartenarbeit. Das ist hochprofessionelle Arbeit zu einem unsäglichen Lohn. Hier sind wir europäisch gesehen noch ein Entwicklungsland. Praktisch überall sonst haben die Studierendenschaften besser verankerte Mitbestimmungsrechte.

Grosses Theater an der PHBern

«Top Dogs» heisst ein Theaterstück von Urs Widmer über TopmanagerInnen. Und an deren Leben möchten wir alle teilhaben. So waren die Aufführungen der Theatergruppe der Pädagogischen Hochschule Bern im Institut Marzili anfangs Juni denn auch ein grosser Erfolg.

DAVID SCHNEIDER / FRANK PFAMMATTER

«Top Dogs» erinnert an den in Businesskreisen verwendeten Begriff «Underdogs» (hierarchisch tiefer gestellte JungmanagerInnen). In Widmers Werk hat sich die Weltwirtschaftslage so stark verschlechtert, dass auch die Kaderleute vom Verlust ihrer Stelle bedroht sind. Die ZuschauerInnen erleben auf der Bühne ein Outplacement-Büro und schlüpfen in die Rolle eines Teils der Belegschaft. So sind sie dabei, wenn die ausgerangierten Top Dogs in einem therapierenden Rollenspiel den Verlust ihrer Position mit ihrem angekratzten Sexualleben verknüpfen oder auf einer fiktiven Bergwanderung ihren Chef in den Abgrund stossen, um sich an seinem brutalen Tod zu ergötzen.

Beissender Sarkasmus

Wer eine unkomplizierte Komödie mit Happy End erwartet hatte, wurde ohne Zweifel überrascht. Nicht nur der ironisch-makabere Inhalt der Mono- und Dialoge, sondern auch die Bühne, die aus einem Baugerüst und pseudomodernen IKEA-Stühlen bestand, sorgte für die angestrebte

Entfremdung. Das Stück erzählt keine lange Geschichte, sondern lebt von einzelnen Episoden. So wurde zum Beispiel die monotone Arbeitswelt der ProbandInnen in einer abstrakten Szene mit der Aneinanderreihung von unzähligen Fachbegriffen aus der Managerwelt (Business Reengineering; Humankapital; Downsizing...) dargestellt. Den Abschluss der Vorführung bildete eine alptraumähnliche Sequenz, bei der sich am Boden räkelnde TopmanagerInnen – welche weinerlich zu den Firmen beteten – und ein apathisch wirkendes Putzpersonal – das Auszüge aus der biblischen Apokalypse zitierte – abwechselten.

«Meilenstein der Theaterkunst»

Wer das Theater verpasst hat oder gar andere Prioritäten setzte, hat – glaubt man dem begeisterten Publikum – etwas verpasst. PH-Student Marco Moser beispielsweise ist überzeugt: «Diese Aufführungen stellen einen Meilenstein der Theaterkunst an der PHBern dar.» Auch Rektor Albert Tanner machte den Schauspieler-

Innen Komplimente und schlug vor, eine solch gelungene Arbeit in Zukunft stärker publik zu machen. Der Initiator des Theaters, Ruedi Bucher, wird dieser Tage nicht nur wegen der gelungenen Bühnenarbeit von seinen KollegInnen beneidet, sondern auch weil er das Privileg hat, ein Modul zu leiten, das auch ohne ECTS-Punkte von topmotivierten PH-Studierenden besucht wird. Die Theatergruppe steht allen Studierenden der PHBern gratis offen. Proben finden wöchentlich am Montagabend ab 18 Uhr in der Aula des Instituts Marzili statt. Hast du – auch ohne Vorkenntnisse – Interesse, Bühnenluft zu schnuppern, ohne gleich an den Broadway gehen zu wollen? Dann melde dich doch für weitere Auskünfte bei Ruedi Bucher (ruedi.bucher@phbern.ch).

ILLUSTRATION: NELLY JAGGI



BUBENBERGHAUS – HUMANA – SIHL

Ihre Fachbuchhandlung
in Bern & Zürich

Kompetente Beratung
an zentraler Lage!

www.huberlang.com

Fachbücher • Medien • Zeitschriften

HUBER & LANG



unikum
unikum

Magazin der StudentInnenschaft der Universität Bern

Hier könnte ihre Werbung stehen

unikumwerbung
Kathrin Huber
Lerchenweg 32
3000 Bern 9

unikumwerbung@sub.unibe.ch

Neues Studienangebot: Bachelor Minor in Allgemeiner Ökologie

Ab kommendem Herbstsemester bietet die Interfakultäre Koordinationsstelle für Allgemeine Ökologie (IKAÖ) einen Bachelor Minor (Nebenfach) in Allgemeiner Ökologie (Ba Mi AÖ) im Umfang von 15, 30 und 60 ECTS-Punkten an.

Der Ba Mi AÖ vermittelt praxisorientiert methodische und sachliche Kompetenzen in Allgemeiner Ökologie, die dazu befähigen, umweltbezogene Tätigkeiten auszuüben und dabei Wissen aus verschiedenen Disziplinen für die Praxis und deren Weiterentwicklung fruchtbar zu machen.

Den Ba Mi AÖ können Bachelor-Studierende aller Disziplinen belegen. Die Anrechnung erfolgt gemäss dem Studienplan des Bachelor-Majors (Hauptfach).

Durch seine interdisziplinäre und praxisorientierte Ausrichtung bietet der Studiengang vielfältige Einblicke in die Umweltthematik. Mit zunehmender Vertiefung erhalten die Studierenden die Möglichkeit, Schwerpunkte gemäss ihren Interessen zu setzen.

Bereits seit dem Studienjahr 05/06 bietet die IKAÖ einen Master Minor in Allgemeiner Ökologie (30 ECTS) an. Er ist im Gegensatz zum praxisorientierten Bachelorstudiengang forschungsorientiert. Der Masterstudiengang setzt keinen Bachelor-Abschluss im Umweltbereich voraus.

Mehr Infos unter: www.ikaoe.unibe.ch

Kontakt: studienberatung@ikaoe.unibe.ch

Korrigendum

pk. Auf Seite 7 des **unikum** 126 ist uns ein Fehler unterlaufen: Der richtige Name der interviewten Person lautet Carmen de la Cuadra und nicht de la Parra. Wir entschuldigen uns für den Lapsus.



Kursangebote der AfG

Welche Karriere passt zu mir?

Ein Potenzialseminar für Studentinnen und Wissenschaftlerinnen

Kursleitung: Dr. Lisbeth Hurni

Datum: Freitag, 2. und 16.11.2007

Zeit: 9 -17 Uhr

Kosten: Studentinnen 100 Franken; Assistentinnen, Doktorandinnen, Habilitandinnen 120 Franken

Anmeldeschluss: 2.10.2007

Soll ich oder soll ich nicht? Von der ersten Idee bis zum Entschluss, eine Dissertation zu schreiben

Ein Workshop für Studentinnen, die sich überlegen, eine Dissertation zu schreiben.

Kursleitung: Dr. Eva Scheuber, Beratungsstelle der Berner Hochschulen, Dr. Sibylle Drack, Abteilung für die Gleichstellung

Datum: Donnerstag, 22.11.2007

Zeit: 13.30-17 Uhr

Kosten: 30 Franken

Anmeldeschluss: 5.11.2007

Wenn nicht alles rund läuft – auf dem Weg zum erfolgreichen Abschluss der Dissertation

Doktorandinnen erhalten in diesem Workshop die Möglichkeit, ihre Arbeitssituation zu reflektieren und eine persönliche Standortbestimmung vorzunehmen.

Kursleitung: Dr. Eva Scheuber, Beratungsstelle der Berner Hochschulen, Dr. Sibylle Drack, Abteilung für die Gleichstellung

Datum: Donnerstag, 29.11.2007

Zeit: 13.30-17 Uhr

Kosten: 30 Franken

Anmeldeschluss: 12.11.2007

Weitere Informationen und das vollständige Kursprogramm:

www.gleichstellung.unibe.ch unter Angebote > Kurse



Drei gehen, eine kommt: Das **unikum**-Team verändert sich

Katja Büchli (Layout), Andreas Heise und Sabine Hohl (Redaktion) verlassen das Team, Manuela Hugi verstärkt neu das Layout-Team.

Redaktionsschluss war gestern, einmal mehr, und ich sitze an diesem Text hier, diesem Witz von einem Text, diesem Textli, das ich verdammt nochmal zu Ende schreiben muss, und ich hab grad mal diesen Satz. Diesen im Gravitationsfeld der Selbstbezüglichkeit gefangenen Scheissatz. Sorry: scheiss zwei Sätze. Ich meine drei. Nein, vier. Sechs? Ach, Gott. Und wieder entlasse ich einen kryptischen Text in die Weiten des Diskursuniversums, wo er ohne Widerhall verschallt. Stattdessen setzte ich mich lieber zu meinem Publikum auf die Bank und schunkelte zu einem liederlichen Abgesang auf meine Person... Würg. Dann eher wie ein Schauspieler abtreten unter Applaus – oder Buhrufen, die ich mit einer Publikumsbeschimpfung kontern könnte. Das wär' ein Abgang! Aber so? Na ja. Adieu.

ANDREAS HEISE

«Als Kind hatte sie eine Glatze» – mit diesem Satz wurde ich vorgestellt, als ich neu in der Redaktion war. Mittlerweile habe ich beim genauen Anschauen alter Fotos gemerkt, dass das gar nicht stimmt: Ich hatte als Baby nämlich nur sehr helles, kurzes Haar! Das wollte ich bei dieser Gelegenheit noch richtig stellen.

Und jetzt verabschiede ich mich: «Tschüss Sabine!» Ach nein: «Tschüss **unikum**!» Hach. Stichenmeinherz.

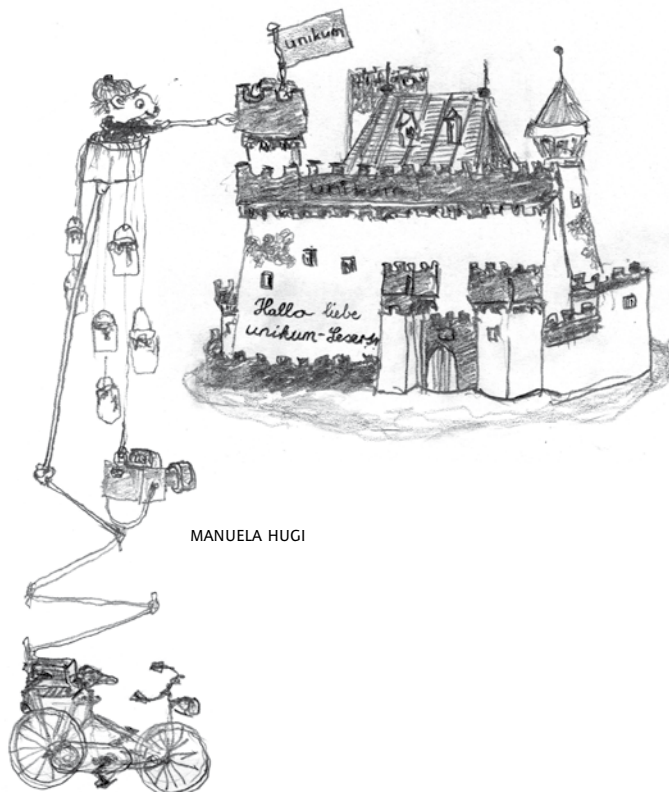
Es gibt dem **unikum** zum Abschied eigentlich nur ein gutes Weiterleben zu wünschen. Und das **unikum** sagt mir gerade: «Ja, dir auch ein gutes Leben, Sabine!» Danke. Ein bisschen werde ich immer an dich denken, wenn ich meinen Kaffee aus der grossen **unikum**-Tasse trinke.

SABINE HOHL



Hängen bleibt vieles.
Merci et au revoir.

KATJA BÜCHLI



MANUELA HUGI



Der parzellierte Gartentraum

Wer keinen eigenen Garten hat, kann sich eine Parzelle in einem Schrebergarten pachten. Unterschiedliche Nationalitäten leben im Familiengartenmikrokosmos ihren Traum von einem eigenen gehegten und gepflegten Stückchen Grün, in dem die Freizeit verbracht werden kann. Ein Besuch in einer kleinen Welt.

SABINE HOHL, FOTO: KATJA BÜCHLI

Samstagnachmittag, 25 Grad im Schatten, Start der Feldforschung in den Familiengärten Schlossmatte: Wer heute hier sein Gärtchen jätet, muss ein hartgesottener Schrebergarten-Fan sein, der Rest der bernischen Bevölkerung liegt zweifellos an der kühlen Aare.

Der erste Blick fällt auf die vielen Flaggen, die hoch über den Miniatur-Chalets gehisst sind: Italien, Spanien, mehrmals Portugal, Schweiz, Türkei, Kroatien. Dazwischen eine «Peace»-Fahne. Ein politisches Statement für den Frieden inmitten der patriotischen Platzmarkiererei?

Ausser dem Surren einer elektrischen Heckenschere ist es erstaunlich ruhig. Bierbäuchige Männer im Oben-ohne-Look (ich zähle mittlerweile deren drei) durchqueren geschäftig ihre Parzellen. Nichts stört die Dreeinigkeit von Grill, Gartenschlauch und Grasgeruch. Am Eingang hängt ein Schild, das zu einem Grillabend einlädt. Zuunterst steht ein Satz, der nach einem Familiengarten-Motto klingt: «Manche entdecken die Welt, andere die Schlossmatte.» Nun denn, auf geht's, über den Hauptweg quer durch die zu entdeckende Gartenlandschaft hin zu deren BewohnerInnen.

SchweizerInnen lieben Blumen

Es ist eine türkische Familie, die die «Peace»-Fahne gehisst hat: «Die anderen sind für ihr Land, wir sind für den Frieden.» Ich werde hineingebeten unter das Vordach des Häuschens, wo es angenehm kühl ist und der Blick nur noch bis zu den Nachbargärten reicht. Die nahe Strasse liegt plötzlich ausserhalb des Wahrnehmungshorizonts und weshalb man es hier gemütlich finden könnte, wird verständlicher. «Wasser oder Wein?», fragt der türkische Gastgeber. Auf dem Tisch liegt

Fleisch für mehr als eine Fussballmannschaft, alles scheint bereit für ein Gelage. Der türkische Familienvater erzählt Familiengärten-Geschichten: über zwei ältere Italiener, die wegen ihrer unerbittlichen Gartenkonkurrenz nicht mehr miteinander reden. Und über die Möglichkeiten der Zuordnung der Gärten zu den Nationalitäten anhand dessen, was da wächst. Viele Blumen: Das müssen SchweizerInnen sein. Viel Gemüse hingegen sei ein Hinweis auf ausländische GartenbesitzerInnen. Warum? Wohl nicht, weil sich die AusländerInnen beim Gärtnern stärker am Nützlichkeitsgedanken orientieren. Der Grund liegt eher darin, dass manche hier das heimatische Gemüse züchten, das es im Supermarkt nicht oder nur teuer zu erstehen gibt.

90 Prozent AusländerInnen

Die Ausländerinnen und Ausländer haben schon lange Einzug gehalten in den Familiengärten. Ihr Anteil betrage mittlerweile etwa 90 Prozent, erzählt ein Schweizer Ehepaar, das hier schon seit 25 Jahren einen Garten hat, oder vielleicht sogar seit 30, man weiss es nicht mehr genau. Ein wenig achselzuckend, aber ohne Bedauern, sagen sie, früher sei es halt anders gewesen. Die SchweizerInnen waren deutlich in der Mehrheit. Mit den unterschiedlichen Nationalitäten komme man aber gut zurecht. Wie stark ist das Gemeinschaftsgefühl, unternimmt man etwas zusammen? «Man könnte schon», sagt die Frau zurückhaltend. Kontakt gibt es durchaus, Setzlinge werden mit dem vietnamesischen Nachbarn ausgetauscht. Kommuniziert wird dabei mit Händen und Füßen.

Warum wohl interessieren sich die meisten Schweizer und Schweizerinnen nicht mehr für die Familiengärten? Das Ehe-

paar vermutet, es gebe mittlerweile zu viele andere mögliche Hobbys, zum Beispiel Tennis oder Golf. Die Leute wollten mehr Abwechslung, nicht jeden Sonntag am gleichen Ort sitzen.

Obligatorischer Kompostier-Kurs

Scheinbar gibt es aber doch noch genug Schrebergartenfans: In der Stadt Bern werden auf 27 Arealen mehr als 2000 Gärten verpachtet. Ein Familiengarten ist relativ erschwinglich. 200 Franken einmalige Einlage, 85 Rappen pro Quadratmeter Pacht pro Jahr (für Auswärtige 1,25 Franken), plus ein Vereinsbeitrag von 40 bis 60 Franken. Übernimmt man das Häuschen der VorgängerInnen, kostet das – je nach Ausbaustandard – ein bisschen oder auch einiges extra.

Der eigentliche Preis für die Gartenedylle dürfte aber wohl in der Befolgung der Schrebergartenregeln liegen: Es gibt obligatorische Gärtnerkurse zum Thema Kompostieren, zum Beispiel. Die Abfallentsorgung wird gemeinschaftlich organisiert. Der Garten gehört nur einem selbst, aber ohne Einbindung in einen Verein geht es nicht.

Dennoch ist der Schrebergarten das kleinste gedanklich umzäunte Reich, die kleinste abgegrenzte eigene Einheit. So wirbt auch die Stadt Bern für die Familiengärten: «Wollen Sie endlich Ihr eigenes Gemüse, einen eigenen Garten, einen eigenen grünen Freiraum?» Die PächterInnen in den Familiengärten suchen vielleicht nach diesem Gefühl des «Eigenen», wenn sie ein Häuschen selber bauen, in der Hitze den Garten umstechen, die Tomaten ernten. Ein parzellierter Gartentraum auf immerhin 100 bis 200 Quadratmetern.

cinématte
restaurant · bar kino

WWW.CINEMATTE.CH

Es gehörte zu den Sommerferien wie Sonne, Badi und Glacé: das Sommerwunschprogramm im Schweizer Fernsehen. Die Spannung war gross – ob Spaghettiwestern oder Liebes-schnulze, Klassiker oder B-Movie: Der Filmgenuss war grösser, wenn er aufgrund einer demokratischen Wahl zustande kam. Nach dem tollen Publikumsecho im vergangenen Jahr liessen wir Ihnen auch in diesem Jahr die Wahl. Über 160 Personen haben im Internet ihre Lieblingsfilme gewählt und damit ihr persönliches Cinématte-Sommerwunschprogramm zusammengestellt. Ihr Wunsch sei uns Befehl – Ihre Lieblingsfilme sind ab dem 4. Juli im Programm: von «Volver» bis «Dead Poets Society», von «Citizen Kane» bis zu «Mary Poppins». Wir dürfen Ihnen zu einer exzellenten Wahl gratulieren – zu einer Mischung aus Alt und Neu, aus Klassikern und Kultfilmen, aus Ernstem und Heiterem.



WWW.ISC-CLUB.CH

Auch dieses Jahr öffnet der ISC nach einem Monat Pause seine Pforten für das Sommerprogramm. Frisch gestrichen und herausgeputzt präsentiert sich der Club ab dem 10. August den Tanzwütigen – dienächtliche Alternative zu Marzili und Cervelat! Das Programm (jeweils ab 22 Uhr): Fr 10.08.: IndieZone – Olive Oyl & Phrank, Sa 11.08.: 80ies – Corey, Fr 17.08.: 50s Jukebox – El Niño, Tinu & Rudolf, Sa 18.08.: Drum'n'Bass Lighters – Soulsource, Fr 24.08.: Flashback – Skoob & Link, Sa 25.08.: Tolerdance Special – Ludwig, Matz & Thomi L., Fr 31.08.: Pop goes Electro – DJ Corey, Sa 01.09.: Oldies – Hanspi & Tom, Fr 07.09.: Monsters of Rock – Phrank & Tom, Sa 08.09.: Celentano meets the Chemical Brothers – el mex. Infos auf isc-club.ch und myspace.com/iscbern.



WWW.STATTLAND.CH

Kennet dir das Gschichtli scho? Wir laden dich ein auf einen StattLand-Rundgang zum wohl berühmtesten Berner Liedermacher: Wo der Berner Värslischmid sonntags Boule spielt und werktags amtet. Warum es sich auf einer Bühne besser politisieren lässt als im Bundeshaus, und wie der Blick fürs Kleine grosse Spuren hinterlässt. Ein StattLand-Rundgang mit Schauspiel, Musik und Bildern. Am 15. September starten wir zudem mit «Bern verkehrt», einem Rundgang zum Thema Mobilität in der Stadt Bern. Weitere Informationen ab Mitte August unter www.stattland.ch. Wer Interesse hat am Schauspiel bei StattLand, melde sich unter info@stattland.ch oder 031 371 1017. Daten für den Rundgang «Ein Berner Namens Matter»: 11.07. (18.00 Uhr), 11.08. (14.00 Uhr), 19.09. (18.00 Uhr), 17.10. (18.00 Uhr), Treffpunkt ist der Mosesbrunnen auf dem Münsterplatz. Ohne Anmeldung (2 Gratis-Eintritte bei der SUB erhältlich).



WWW.BSCYB.CH

Der OBI-Cup ist das Sommerfussballfest im STADE DE SUISSE Wankdorf. Hier gibt es Fussballleckerbissen auch während der Sommerferien: Der BSC Young Boys führt wenige Tage vor Beginn der neuen Saison ein internationales Fussballturnier durch. Das Berner Sommerturnier soll zum Ereignis und zur Tradition werden und die Fussballfans auf die neue Saison einstimmen. Neben Borussia Dortmund und dem belgischen Topclub RSC Anderlecht kommt auch der 16-fache türkische Meister Galatasaray Istanbul an den diesjährigen OBI-Cup. Am Dienstag, 10. Juli finden die Halbfinals mit den Partien Galatasaray - Anderlecht (18.30 Uhr) und YB - Dortmund (20.45 Uhr) statt. Am Donnerstag, 12. Juli gibt es dann das Spiel um Rang 3 (18.30 Uhr) sowie das Finalspiel (20.45 Uhr). Tageskarten sind bereits ab 25 Franken und Zweitageskarten ab 45 Franken erhältlich. Kinder von 6-16 Jahre zahlen 10 Franken, beziehungsweise 20 Franken für beide Tage.

BUCH
RÜCKSPIEL
ULRICH WOELK

lo. Die Erschiessung Benno Ohnesorgs während einer Demonstration in Westberlin jährt sich heuer zum vierzigsten, der «deutsche Herbst» zum dreissigsten Mal. In seinem Roman «Rückspiel» zeigt Ulrich Woelk, dass diese beiden Ereignisse auch die darauf folgende Studierendengeneration prägten. Der Ich-Erzähler Stirner fährt im November 1989 per Anhalter mit Lucca, einer in Deutschland lebenden Spanierin, nach Westberlin. Nachdem die Hochzeit seines Bruders im Fiasko endete, weil der Bräutigam seinen ehemaligen Lehrer als Nazi beschimpfte, geht Stirner hier dieser verworrenen

BUCH
JUNGFRAU-ALETSCH-BIETSCHHORN
THOMAS BACHMANN

lo. Es ist Sommer, es ist heiss. Zeit also, den Rucksack zu packen und die Wanderschuhe zu schnüren. Ab in die Berge! Aber wohin? Das neue Wanderbuch von Thomas Bachmann hat eine Fülle von Routenvorschlägen rund um das Gebiet Jungfrau-Aletsch-Bietschhorn parat, sowohl



CD
BOXER
THE NATIONAL

CHOP-Tipp. Auch auf ihrem neuen Album «Boxer» machen die fünf New Yorker unwiderstehlichen, melancholischen Pop, der an viele grosse Namen erinnert, dabei aber seinen ganz eigenen Charme besitzt. The National entstand 1999, als sich fünf Freunde aus Cincinnati in Ohio zufällig in Brooklyn, New York wiederfanden. Die beiden Brüderpaare Aaron und Bryce Dessner, Scott Devendorf und Bryan Devendorf und «Einzelkind» Matt Berninger (Gesang) ver-



CD
MESS UP
TWO LEFT FEET

pk. Ska ist doch hörens Wert – auch wenn man bereits älter als 17 ist! So oder ähnlich könnte man nach dem Hören von «Mess up» schliessen. Two Left Feet ist eine Ska-Band aus der Berner Umgebung, mit Mess up liegt nun ihr erstes Studioalbum vor. Die Stücke auf dem Album sind – wie bei Ska kaum anders zu erwarten – leicht-locker-fröhlich-tanzbar. Die Musik packt den Hörer zwar,



auf der Seite des Berner Oberlands wie auch im Oberwallis. Das Buch ist aber noch viel mehr als ein Wanderratgeber: Ganz nebenbei erzählt Bachmann von den am Wegrand liegenden Geschichten. Wer hat gewusst, dass es in Goppenstein eine Bleimine gibt? Oder dass die Bäuerinnen aus dem Goms einst den lieben langen Tag mit der Tabakpfeife im Mundwinkel herumliefen? Mit diesen mal erstaunlichen, mal witzigen oder kuriosen Geschichten bietet das Wanderbuch auch für alle Faulpelze und Buchwandernden viel Lesespass, die es bloss bis ins ölige Wasser des Marzili schaffen. Es öffnet den Blick auf eine lebendige Kulturlandschaft. Das Buch ist sorgfältig gestaltet, von den Texten über die Bilder und Kartenausschnitte bis zum Daumenkinowanderer, der oben rechts über die Seiten stiefelt und mit einem Luftsprung hinter dem Grat verschwindet. Also, Buch einpacken und sich ebenfalls mit einem Luftsprung in die Berge verabschieden!

Geschichte nach und merkt, dass die Gründe des Streits sowohl in der Zeit des Nationalsozialismus als auch der Studierendenbewegung zu suchen sind. Woelk, der selbst nicht Teil der 68er-Generation war – er wurde erst 1960 geboren – zeichnet mit diesem Buch erbarmungslos das Scheitern der Studierendenbewegung nach. Daneben erzählt der Roman die Geschichte einer sich anbahnenden Liebe zwischen dem Ich-Erzähler und Lucca. Die Stadt Berlin zur Zeit der Wende als Hintergrundszenerie spiegelt dabei die Brüche und Umbrüche, mit denen die beiden Figuren in ihrem Leben zu kämpfen haben.

Gewinne das Buch Rückspiel von Ulrich Woelk! Schicke eine E-Mail mit dem Betreff «Rückspiel» an: verlosung@sub.unibe.ch Einsendeschluss ist der 15. August 2007. Viel Glück!

STUDENTISCHE **BUCH** GENOSSENSCHAFT BERN

brachten bald viel Zeit im gemeinsamen Proberaum. Viele Jahre erntete die Band von Kritikern grosses Lob, der Durchbruch gelang ihnen mit der Veröffentlichung von «Alligator» im Jahr 2005. Gemäss dem Motto «Gut Ding will Weile haben» entstand das neue Album «Boxer» in einem Zeitraum von mehr als 13 Monaten. Es wurde von Peter Katis (Interpol, Spoon) produziert und gemixt. Die Band wird weiterhin Vergleiche zu hören bekommen mit Nick Cave oder den Tindersticks, aber nun auch in einer eigenen Kategorie gemessen. Und hier ist ihnen ein würdiger Nachfolger von «Alligator» gelungen, der vor allem durch seine Intimität überzeugt. Zudem macht Matt Berninger einmal mehr deutlich, dass er zu den besten Textern seiner Generation gehört.

Gewinne eine von drei The Nationals-CDs! Schicke eine E-Mail mit dem Betreff «Boxer» an: verlosung@sub.unibe.ch Einsendeschluss ist der 15. August 2007. Viel Glück!

lässt ihn aber nicht allzu angestrengt zurück. Eingelullt in der Ska-Musik wird man viel eher einmal um die eigene Achse gedreht. Neben dieser Grundstimmung lebt die CD von der grossen Vielfalt der Stücke. Meist in eher schnellem Tempo wechseln sich berndeutsche, englische und französische Titel ab.

Vor allem spürt man beim Hören den Drang der Band, all ihre musikalischen Möglichkeiten auszuschöpfen. Diese Unbefangenheit im Umgang mit der Musik macht zu einem grossen Teil den Charme des Albums aus. Es handelt sich um ein in sich stimmiges und vielschichtiges Album – mit einigen aussergewöhnlich guten Stücken («Morelli» beispielsweise).



stellenausschreibungen

Das **unikum** sucht zur Ergänzung des Redaktionsteams

redaktorInnen

(Arbeitsbeginn Ende August 2007).

Die **unikum**-Redaktion ist für das ganze Spektrum der Aufgaben, die das Herausgeben eines Magazins mit sich bringt, verantwortlich. Dazu gehören die Magazinplanung, das Verfassen von Artikeln, das Korrekturlesen und die Blattkritik.

Wenn du schreibgewandt und vielseitig interessiert bist, Lust hast in einem motivierten Team mitzuarbeiten und wertvolle journalistische Erfahrungen sammeln willst, dann bist du bei uns am richtigen Ort.

Bedingung für die Mitarbeit im Redaktionsteam ist die SUB-Mitgliedschaft.

Das **unikum** erscheint sechs Mal pro Jahr, die Arbeit wird mit Fr. 20 pro Stunde entlohnt. Bewerbungen (mit Textproben) bis Montag, 16. Juli 2007 an:

unikum, «Bewerbung Redaktion», Lerchenweg 32, 3000 Bern 9 oder an unikum@sub.unibe.ch

Die Bewerbungsgespräche finden am 19. Juli sowie am 7./8. August 2007 statt.

Das **unikum** sucht eineN neueN

comiczeichnerIn

Das **unikum** sucht einen neuen Comic. Wer hat Lust und Talent diesen zu zeichnen?

Der Comic erscheint sechs Mal jährlich und wird mit Fr. 420.– entschädigt. Schicke deine Bewerbung (inklusive eine deiner Arbeiten) bis **spätestens 21. 8. 2007** an:

unikum, Lerchenweg 32, 3000 Bern 9

serviceverzeichnis

SUB-Dienstleistungen

Auskunft, Inserateaufgabe und Dienstleistungen für SUB-Mitglieder und DienstleistungsabonentInnen:

StudentInnenschaft der Universität Bern

Lerchenweg 32, 3000 Bern 9
Tel. 031 301 44 74, Fax 031 301 01 87
E-Mail: wost@sub.unibe.ch
www.sub.unibe.ch

Öffnungszeiten SUB:

Mo 14–17 h, Di–Do 11–17 h

Wohnausschreibungen

Online-Plattform, Wohnungsmail und Inserateaufgabe:
www.unibe.ch/dienstleistungen/wohnen
E-Mail: wost@sub.unibe.ch

Studijob SUB

Online-Plattform, Stellenmail und Inserateaufgabe:

www.unibe.ch/dienstleistungen/studijob
Tel 031 631 35 76, Fax 031 301 01 87
E-Mail: studijob@sub.unibe.ch

Rechtshilfedienst der SUB (RHD)

Kostenlose Beratung von Studierenden der Uni Bern in rechtlichen Fragen. Anmeldung obligatorisch unter:
Tel: 031 301 44 74,
E-Mail: rhd@sub.unibe.ch

Weitere Dienstleistungen

Freier Eintritt, Kopieren, Spiralbindegerät etc.
www.unibe.ch/dienstleistungen/freier_eintritt

SUB-Gruppierungen

Liste der SUB-Gruppierungen:
www.sub.unibe.ch/organisation/gruppierungen

Beratungsstellen

Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Beratung bei Studiengestaltung, Berufseinstieg, Lern- und Arbeitsstörungen, Prüfungsvorbereitung, persönlichen Anliegen und Beziehungskonflikten. Anmeldung im Sekretariat.

Bibliothek und Dokumentation zu Studiengängen, Tätigkeitsgebieten, Berufseinstieg, Weiterbildung, Lern- und Arbeitstechniken und vielem mehr.
Ausleihe: Mo-Fr 8-12 / 13.30-17 Uhr (Mi Morgen geschlossen).

Erlachstrasse 17, 3012 Bern
Tel. 031 631 45 51, Fax 031 631 87 16
www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Weitere Beratungsstellen:

www.sub.unibe.ch/aktuelles/adressverzeichnis

impressum

unikum ist das Organ der StudentInnenenschaft der Universität Bern (SUB) und erscheint sechs Mal jährlich mit einer Auflage von 17 500 Stück.

Redaktion: Andreas Heise (ah), Michael Feller (mfe), Sarah Nowotny (sn), Pegah Kassraian (pk), Claudia Peter (cp), David Loher (lo), Michael Siegenthaler (sim), Sabine Hohl (sah), Daniela Rölli (dr)

Kontakt: vorname.nachname@unikum.unibe.ch

SUB-Vorstand: Christian Boesch, Anja Peter

Externe: Michael Bucher (mb), Frank Pfammatter, David Schneider, Sebastian Leugger

Layout und Satz: Katja Büchli, Manuela Hugli, Nelly Jaggi

Lektorat: Corinne Dreiffuss

Werbung: Kathrin Huber

Adresse: unikum, Lerchenweg 32, 3000 Bern 9

E-Mail: unikum@sub.unibe.ch, www.unikum.unibe.ch

Belichtung und Druck: Ropress Zürich

Nächste Nummer: unikum 128

Redaktionsschluss: 01.10.2007

Inserate-Aannahmeschluss: 12.09.2007

Erscheinungsdatum: 17.10.2007

Adressänderungen bitte wie folgt melden:

Studierende: Universität Bern, Immatrikulationsdienste, Hochschulstr. 4, 3012 Bern

Angestellte: Universität Bern, Abteilung Personal, Hochschulstrasse 4, 3012 Bern

Abonnemente: Das **unikum** kann für Fr. 26.–/Jahr abonniert werden. E-Mail an sub@sub.unibe.ch mit Vermerk «unikum-abo» oder Einzahlung auf pc 30-3997-5 mit Vermerk «unikum-abo».

Nachgefragt

mfe. Eigentlich ist die Bahnhofplatz-Baustelle doch wirklich ein Segen: Es gibt immer etwas zu beobachten, wer will, erfreut sich an muskelbepackten Bauarbeiteroberarmen. Man wird nicht überfahren beim gedankenversunkenen Queren der Strasse und Berns «Hektik» ist wie weggeblasen. Finden Sie nicht auch?

Wie so oft im Leben ist die Beschaulichkeit der einen die Hektik der anderen. In nur einem Jahr werden teils rund um die Uhr rund 25 000 Kubikmeter Material aus dem Strassenabbruch abgeführt. Und danach wieder 7500 Kubikmeter Hinterfüllungsmaterial, 6000 Kubikmeter Beton und etwa 8000 Tonnen Strassenbelag eingebaut. Dass dies muskelmässig mehr bringt als ab und zu eine Stunde Krafttraining zwischen Hörsaal und Beiz ist klar. Gesund ist es trotzdem nicht.

REGULA RYTZ, GRÜNES BÜNDNIS, BAUDIREKTORIN DER STADT BERN

Der Bahnhofplatzumbau bedeutet harte Arbeitsbedingungen für die Bauleute. Unverständlich, dass gleichzeitig der Bau- und Meisterverband den Gesamtarbeitsvertrag für genau diese Leute gekündigt hat. Wer den Bauarbeitern zuschaut, weiss, dass

diese für ihren Lohn hart arbeiten müssen. Hoffentlich sind all jene Zuschauerinnen und Zuschauer solidarisch, wenn die Bauarbeiter sich für ihre Arbeitsbedingungen wehren müssen.

Der Fuss- und Veloverkehr hat den Bahnhofplatz zurückerobert. Mein Traum von einem autofreien Bahnhofplatz ist – zumindest vorübergehend – Realität!

FRANZISKA TEUSCHER, NATIONALRÄTIN GRÜNE, ZENTRALPRÄSIDENTIN VCS

Stimmt genau und hier hätten wir auch schon wieder einen positiven Aspekt des Klimawandels – je heisser es wird, desto mehr ziehen sich die muskulösen, braungebrannten Bauarbeiter aus allen Herren Ländern aus. Jetzt müssen wir nur noch schauen, dass die polizeilichen Hilfssheriffs die Autos der Peepshow-Besucherinnen in den Nebenstrassen nicht mehr dauernd mit Parkbussen belegen.

THOMAS FUCHS, GROSSRAT, SVP

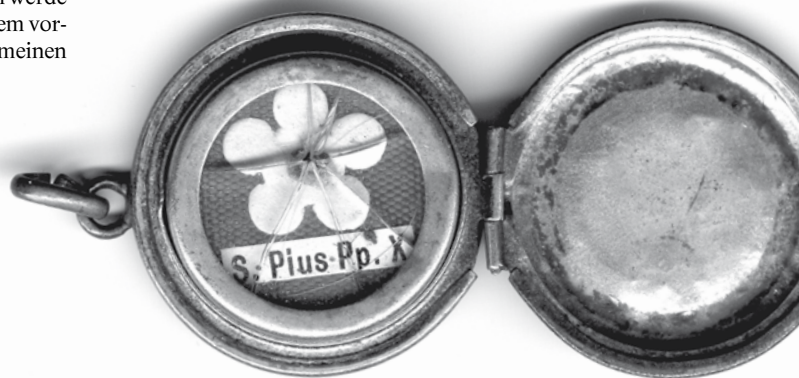
Sie haben völlig recht. Auch ich geniesse es, anderen beim Arbeiten zuzuschauen. Und ich schlendere auch gerne gedankenversunken durch die Innenstadt; ich werde jedoch stets höchst unsanft von einem vorbeirasenden Tram oder Bus aus meinen

Tagträumen geweckt. Ich plädiere deshalb seit Jahren für eine völlig verkehrsfreie Innenstadt, ohne Auto, Bus, Tram, Velo et cetera. Vom Bahnhofplatz bis zum Zytglogge, und vom Zytglogge bis zum Bärengraben. Übrigens weiss ich von verschiedenen Frauen, dass muskulöse Oberarme heutzutage keine «Hingucker» mehr sind. Es muss mindestens ein entblösster Oberkörper mit Sixpack sein!

MATTHIAS MAST, CHEFREDAKTOR BÄRNER BÄR

Unsere BewohnerInnen und Mitarbeitenden des Burgerspitals sind gar nicht «amused». Sie haben sich ihren Lebensabend und die tägliche Arbeit anders vorgestellt! Hätte doch das Volk die Bahnhofvorlage an der Laupenstrasse angenommen! Oder zumindest dem Schanzentunnel zugestimmt! Oder wenigstens den Baldachin verworfen! Nun haben wir das Loch, den Dreck und das Dach. Und das alles für einige, meist besoffene, Fussballfans!

FRANZ VON GRAFFENRIED, PRÄSIDENT BURGERGEMEINDE BERN



Rätsel

mb. Professor Grün, Professor Weiss und Professor Schwarz essen zusammen z'Mittag. «Das ist aber erstaunlich», stellt einer von ihnen fest, «einer von uns trägt eine grüne, einer eine weisse und einer eine schwarze Krawatte.» «Das ist wirklich erstaunlich», meint der Professor mit der schwarzen Krawatte, «denn keiner trägt die Krawatte, die seinem Namen entspricht.» «Das stimmt», ergänzt Professor Weiss.

Welcher Professor trägt welche Krawatte?

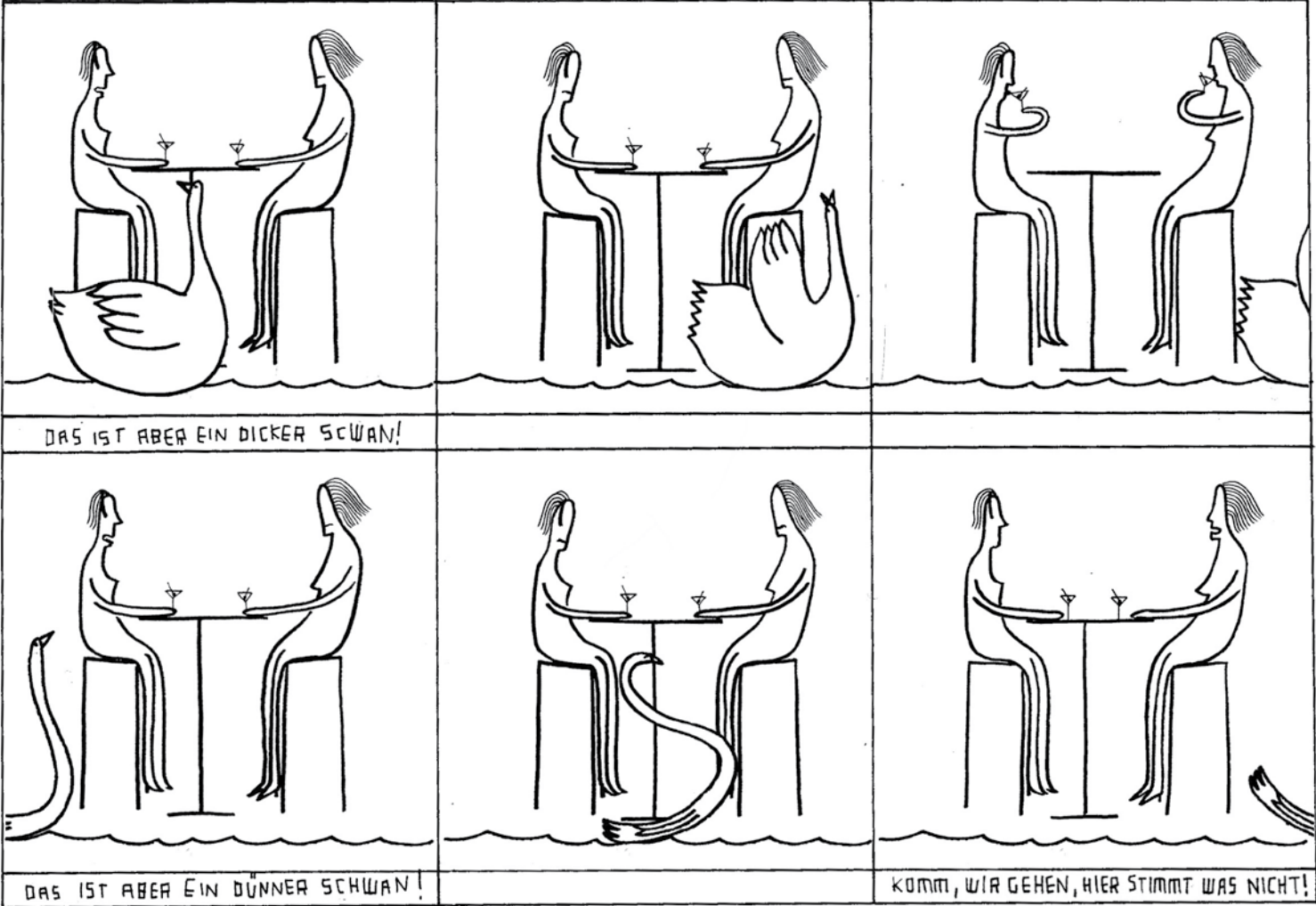
PS: Das Rätsel ist relativ einfach lösbar, auch wenn es auf den ersten Blick nicht so erscheint. Viel Spass beim Knobeln!

Schicke die richtige Lösung an unikum-raetsel@sub.unibe.ch. Einsendeschluss ist der 15. August 2007.

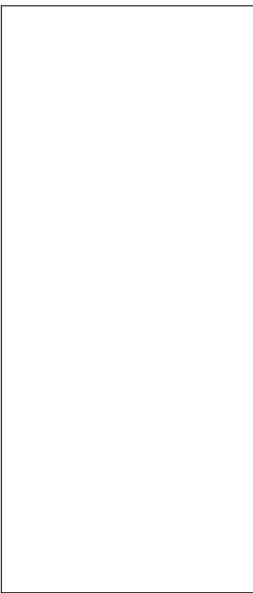
Zu gewinnen gibt es einen Büchergutschein für den Stauffacher im Wert von 30 Franken und einen Gutschein für zwei Eintritte ins Theater an der Effingerstrasse. Beim letzten Rätsel haben gewonnen: Simon Siegenthaler und Madeleine Baltisberger. Herzliche Gratulation.

DAS
Theater
an der Effingerstrasse

STAUFFACHER
DIE WELT DER
BÜCHER & MULTIMEDIA



MATTHIAS HACHEN



umfrage



Susanna Minerva-Mischler, 60, Raumpflegerin

Ja, ich bin religiös und habe einen Glauben. Ich glaube sogar fest, weil ich im Leben einiges erlebt habe. Und immer dann, wenn ich glaubte, jetzt geht es nicht mehr weiter, ging plötzlich ein Türlein auf und von irgendwoher kam Hilfe. Und wenn ich die Studenten hier so sehe, dann habe ich das Gefühl, dass 99,9 Prozent von ihnen auch glauben.

Ich bin Putzfrau hier, aber sie haben mich alle gern, grüssen und sind sehr freundlich. Ich finde, die Studierenden sind alle gut erzogen.

umfrage



Jakob Mosimann, Zuständiger für die Raumverwaltung

Ich glaube an Gott. Gleichzeitig glaube ich auch, dass die Studenten immer mehr Dreck hinterlassen. Ich habe schon vor 25 Jahren hier gearbeitet und der Vergleich damals – heute, das ist wie Tag und Nacht. Damals gab es natürlich die Heftchen wie «20 Minuten» noch nicht, aber heute lässt man die Sachen einfach fallen. Die Leute haben das Gefühl, dass man alles darf. Es gibt aber auch viele Studierende, die sich nicht so verhalten; darüber freue ich mich sehr.

